



# WOJ 1/24

Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus / West-Ost-  
Deutsch-osteuropäisches Forum / Journal



## Liebe Freunde des Gerhart-Hauptmann-Hauses, liebe Leserinnen und Leser,

Ja, man kann es sich auch einfach machen. Sollen wir die einstige kurpfälzische Residenz Mannheim glücklich preisen, da es in ihr (mindestens in der historischen Kernstadt) keine Debatten über Straßenbenennungen gibt? Schulden die Mannheimerinnen und Mannheimer dem Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz (1574–1610), dem eigentlichen Stadtgründer, noch heute Dank, da er eine Planstadt anlegen ließ, deren in Quadrate aufgeteiltes Straßennetz einfach durchnummeriert ist?

Nun, Mannheim ist gewiss ein Sonderfall, jedenfalls in Deutschland. Dass man dort an der einst herrschaftlichen Entscheidung bis heute festhält, kann man auch als geschichtsbewusste Positionierung verstehen. Dahinter steht nicht der Gedanke, dass man sich dadurch einiges ersparen kann, was andernorts nicht selten ebenso kontrovers wie langwierig diskutiert wird. Jedenfalls wohl nicht in erster Linie. Und überhaupt hat Mannheim jenseits des im frühen 17. Jahrhundert konzipierten Zentrums mit seinen Buchstaben- und Ziffernkombinationen als moderne Großstadt natürlich eine Fülle von Straßen, die Namen tragen. Der Umfang möglicher Debatten mag also ein Stück weit geringer sein als anderswo, vorhanden ist er allemal. Und siehe da: Mannheim ist dabei, sich im Stadtteil Rheinau unter anderem von den Straßenbenennungen nach Theodor Leutwein (1849–1921) und Adolf Lüderitz (1834–1886) zu trennen und unter Beteiligung der betroffenen Bürgerinnen und Bürger neue Namen zu bestimmen.<sup>1</sup> Auch dort ist man also zur gleichen Sichtweise gelangt wie in Düsseldorf, wo die Namen von Leutwein und Lüderitz jüngst von den Straßenschildern getilgt wurden – wegen deren Rolle in der Zeit des Kolonialismus.<sup>2</sup> Erst im 19. Jahrhundert wurde es umfassend üblich, Straßen nach Persönlichkeiten zu benennen. Zuvor hatte es oft pragmatische Bezeichnungen gegeben, orientiert etwa an der Konzentration bestimmter städtischer Gewerbe. Wo noch heute existierende »Gerbergassen« ihren Namen herhaben, erschließt sich leicht. Auch die Patrozinien nahe gelegener Kirchen haben oft eine plausible Begründung geboten, etwa Marienstraße oder dergleichen. Die Verwendung fürstlicher Namen beruhte häufig auf der Rolle des jeweiligen Herrschers bei Stadterweiterungen; dass Düsseldorfs Carlsplatz



seinen Namen vom einstigen Landesherrn, dem hierzulande allerdings nur selten persönlich anwesenden Kurfürsten Karl Theodor von Pfalz-Bayern (1724–1799) hat, hat diesen Hintergrund. Auch wenn man verstehen muss, dass dessen Vornamen eben von ihm selbst mit »C« geschrieben wurde. Andere Persönlichkeiten wurden meist erst in Betracht gezogen, als im Zeitalter der Industrialisierung die Städte wuchsen und damit natürlich auch ihr Straßennetz. Dass Straßenbenennungen zunächst Orientierungscharakter im rein praktischen Sinn haben, liegt auf der Hand. Aber dieser Orientierungscharakter reicht natürlich über diese rein praktische Seite hinaus. Einen Namen geben heißt immer einen positiven Bezug herstellen. Niemand gibt seinem Kind einen Namen, den er oder sie nicht mit einem als »gut« wahrgenommenen Kontext oder aber einer als »gut« wahrgenommenen anderen Person in Beziehung setzt. Daher gibt es bei der Vergabe von Namen keine Neutralität, sondern stets ist Wertung im Spiel und zwar positive.

Eine gewisse Analogie besteht somit auch bei der Benennung von Straßen, Plätzen, öffentlichen Gebäuden und Einrichtungen oder dergleichen, mit dem wesentlichen Unterschied indes, dass die Namenswahl jedenfalls in demokratisch verfassten Gesellschaften keine individuelle sein kann wie im Falle von Eltern, sondern stets eine kollektive sein muss. Die Beteiligung einer Mehrzahl von Personen bedingt aber die Einbeziehung einer gegebenenfalls großen Zahl unterschiedlicher Sichtweisen, die unvermeidliche Wertung ist individuell, die Entscheidungsfindung bleibt aber kollektiv. Demokratie löst mögliche daraus resultierende Konflikte durch das von allen Beteiligten vorab gebilligte

<sup>1</sup> [mannheim-gemeinsam-gestalten.de/dialoge/strassennamen-rheinau-sued](http://mannheim-gemeinsam-gestalten.de/dialoge/strassennamen-rheinau-sued)

<sup>2</sup> [www.duesseldorf.de/fileadmin/Amt41-203/stadtarchiv/aktuell/Kurzfassung.pdf](http://www.duesseldorf.de/fileadmin/Amt41-203/stadtarchiv/aktuell/Kurzfassung.pdf)

Mehrheitsprinzip. In repräsentativ verfassten demokratischen Gesellschaften findet Mehrheitsbildung dann eben in den unter (möglicher) Beteiligung aller mündigen Bürgerinnen und Bürger gewählten Vertretungskörperschaften statt. Dass man auch Mehrheitsentscheidungen von Vertretungskörperschaften gegebenenfalls für falsch halten kann, ist stets möglich – die vorab gegebene Zustimmung zur Mehrheitsentscheidung bleibt davon unberührt.

Was man indes von allen Beteiligten stets erwarten muss und darf, ist eine der Entscheidung vorausgehende, differenzierte Auseinandersetzung mit den Entscheidungsgrundlagen. Deren abschließende und abwägende Bewertung nimmt einem dann niemand ab. Und in diesem letzten individuellen Akt der Bewertung vor der Entscheidung liegt der Keim zum Dissens – und den möglichen Konflikt zwischen individuellen, sachbasierten Bewertungen löst eben nur das Mehrheitsprinzip auf. Es gibt den Kurfürsten nicht mehr, der bestimmt, die Straßen werden nummeriert. Gottlob. Und Gott sei's geklagt, denn das ist so furchtbar unbequem. Niemand nimmt mir die Entscheidungsfindung ab, wenn ich mündige Bürgerin oder mündiger Bürger bin. Selbst Nicht-Beteiligung heißt ja eine Entscheidung treffen. Demokratisch verfasste Gesellschaften kennen kein »Ich halt' mich raus und bin daher nicht mitverantwortlich!«

Unsere dieses Jahr 75 Jahre alt gewordene Demokratie in der Bundesrepublik Deutschland ist anstrengend, sie bleibt eine beständige Herausforderung an uns alle. Und dafür feiern wir sie.

Die Gemeinschaft mit unseren europäischen Nachbarn, welche sich vor 20 Jahren nach Osten erweitert und so der gemeinsamen Geschichte Rechnung getragen, die gemeinsamen Werte bekräftigt und die gemeinsame Zukunft ermöglicht hat, ja, auch die Europäische Union ist anstrengend, sie bleibt eine beständige Herausforderung an uns alle. Und dafür feiern wir sie.

**G**eschichtspolitik (wie jedes andere Politikfeld) in demokratisch verfassten Gesellschaften, etwa in Form von Straßenbenennungen oder -umbenennungen ist anstrengend, weil es keine einfachen Themen in Geschichte und Politik gibt. Wer anderes behauptet, ist seiner individuellen Informationspflicht nicht nachgekommen oder lügt. Jede historische Person ist so komplex wie – wir selbst. Jede historische Münze hat zwei Seiten, wir müssen immer beide in den Blick nehmen. Und uns dann für die entscheiden, die



Mehr hierzu ab Seite 50

uns die bessere zu sein scheint, auch wenn andere zu einem anderen Ergebnis kommen, das wir womöglich nicht gutheißen können, aber billigen, wenn denn die Mehrheit es mitträgt. Nochmals: Das ist nicht selten energiegeland und immer anstrengend. Wir überzeugten Demokratinnen und Demokraten halten das aus. Dafür dürfen wir uns feiern.

**V**ieles von dem was im Vorstehenden eher abstrakt zur Sprache gebracht wird, findet Konkretisierungen in diesem Heft, liebe Leserinnen und Leser. Da werden etwa komplexe Persönlichkeiten wie Hans Pfitzer oder Walther Hermann Nernst einem prüfenden Blick unterzogen. Viele andere Themen, die uns bewegen, klingen an, nicht zuletzt der fürchterliche, völkerrechtswidrige russische Angriffskrieg gegen die Ukraine. Ein so schönes, aber auch so schwieriges Land wie Bosnien-Herzegowina, das wir in absehbarer Zukunft in der Europäischen Union begrüßen wollen, wird ebenfalls behandelt. So wie vieles mehr.

Wie immer ist dieses Heft auch eine Einladung an Sie, sich mit unserem Gesamtprogramm zu beschäftigen – und unsere Angebote zu nutzen, möglichst oft. Wir haben noch viel vor dieses Jahr, nach der sommerlichen Pause. Erholen Sie sich gut, wir sehen uns – hoffentlich – im Gerhart-Hauptmann-Haus.

Mit besten Grüßen

Ihr

*Wolfgang Ifer*

# WOJ 1/24

**6** Ein Feiertag  
für Europa



*Bild: Wikimedia Commons*

**8** Ein Feiertag  
für ganz  
Deutschland



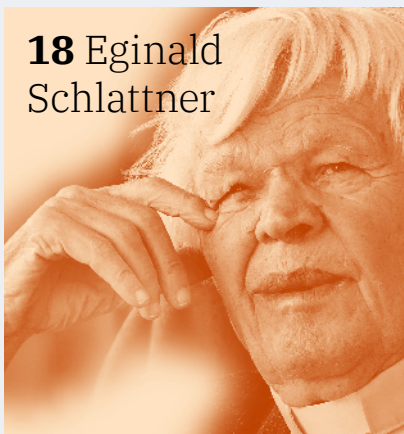
**10** Kafka-Tagung



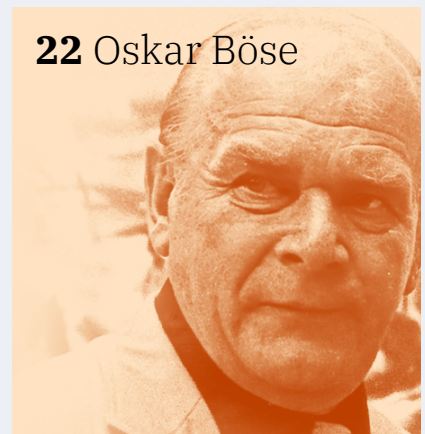
**14** Edzard  
Schaper



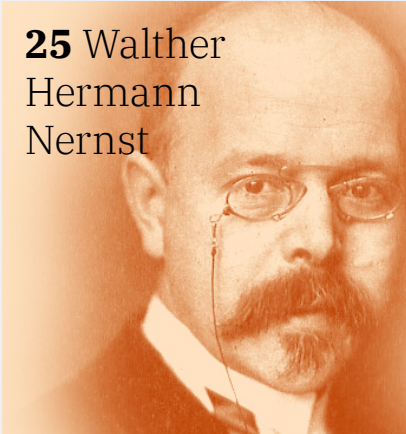
**18** Eginald  
Schlattner



**22** Oskar Böse



**25** Walther  
Hermann  
Nernst



**28** Zweiter Welt-  
krieg – seelische  
Spätfolgen



**31** Stephan Orth  
»Couchsurfing in  
der Ukraine«



**34** Bosnien



**46** Digitale  
Reiseführer



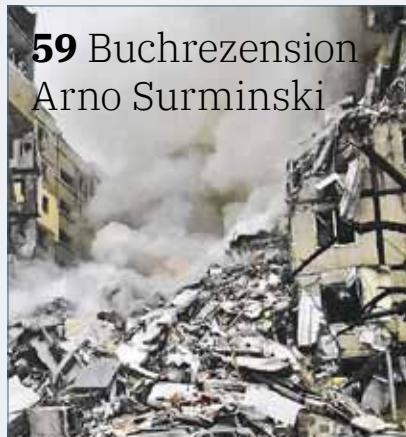
**48** Märchen, Bajki,  
Kaski.



**50** Pfitznerstraße



**59** Buchrezension  
Arno Surminski



**60** Buchrezension  
Anne Applebaum



**62** Bibliothek –  
Neuerwerb-  
ungen



**64** Michael Serrer



**66** Impressum  
**67** Abonnement



# Ein Feiertag für Europa

## 20 Jahre Osterweiterung der Europäischen Union 2004–2024

VON WINFRID HALDER

**Ja, der 1. Mai 2024 ist ein Feiertag, unbedingt. Und dies nicht allein, weil es sich um den traditionsreichen »Tag der Arbeit« handelt, der nicht nur bei uns in Deutschland gesetzlicher Feiertag ist. Dieser Tag ist ein Feiertag, weil wir alle vor 20 Jahren einen großartigen Gewinn verzeichnen konnten, als die damalige, aus 15 Ländern bestehende Europäische Union auf einen Schlag nicht weniger als 10 neue Mitglieder aufnehmen konnte. Darunter waren 8 Länder, die zum östlichen Europa zählen, nämlich Estland, Lettland, Litauen, die Tschechische Republik, die Slowakei, Slowenien, Ungarn und schließlich Polen. Auch Malta und Zypern im Mittelmeerraum kamen hinzu.**

Das waren, wie schon damals zu Recht bemerkt wurde, keine Neulinge für Europa, sondern vielmehr handelte es sich um eine Art Rückkehr. Denn wären die genannten Länder nicht durch die politischen Zwänge des Kalten Krieges und die Vorherrschaft der kommunistischen Diktatur in der Sowjetunion über mehr als vier Jahrzehnte daran gehindert worden, hätten sie gewiss viel früher den Weg der europäischen Einigung mit besritten. Die Grenzziehung des sich vereinigenden Europas an der Elbe und entlang des Bayerischen Waldes war eine künstliche, eine von den Katastrophen des 20. Jahrhunderts erzwungene Grenzziehung, die wir Deutschen maßgeblich mitverantworten hatten. Dass das endlich wieder vereinte, demokratische und freiheitliche Deutschland dann in erheblichem Maß dazu beigetragen hat, diese Grenzziehung zu beseitigen, war auch eine historische Bringschuld – vom dringlichen politischen und wirtschaftlichen Eigeninteresse ganz zu schweigen. Dass Estland, Lettland, Litauen, die Tschechische Republik, die Slowakei, Slowenien, Ungarn und Polen schon immer zur vom Erbe des Christentums und der Aufklärung bestimmten europäischen Wertegemeinschaft gehörten, konnte niemand

mit historischem Mindesteinblick verkennen, am allerwenigsten wir Deutschen. Nichts war also naheliegender, als dabei mitzuhelfen, diese durch die Schrecken des Totalitarismus besonders betroffenen Nachbarn zu unterstützen, ihr Teil-Erbe wieder anzutreten. Denn keine andere Nation in Europa ist mit ihrer Geschichte und ihrer Kultur nach Westen und nach Osten gleichzeitig so sehr verwoben wie die deutsche. Und keine andere Nation ist zugleich so sehr verstrickt in das Grauen, das Nationalismus, Rassismus und Diktatur – kurz: alles Wider-Europäische – über unsere Nachbarn im Westen und im Osten gebracht haben, wie die deutsche. Weil sich das geeinte Europa nicht erst seit zwei Jahrzehnten, sondern schon immer von West nach Ost und von Nord nach Süd in der heutigen Dimension der Europäischen Union erstreckt hat, und weil wir Deutschen genau mittendrin angesiedelt waren und sind, ist der 1. Mai 2024 ein Feiertag gerade für uns.

Und ja, wir haben uns in den zurückliegenden zwei Jahrzehnten an den endlich wieder ungehindert zugänglichen Nachbarn immer wieder auch gerieben – und diese umgekehrt an uns, um nichts weniger berechtigt dazu. Das vereinte Europa ist und bleibt eine Herausforderung, es ist und bleibt anstrengend, zuweilen enervierend, europäisch zu sein und gemeinsam zu handeln. Aber dass Europa anstrengend ist, zeugt doch nur von dem einen: Es ist so vielfältig und vielstimmig wie eh und je. Europa in völliger Konformität und Uniformität: welch ein Schreckbild! Solch ein Europa kann sich niemand wünschen, der einen Mindesteinblick in den Reichtum seiner Kultur und Geschichte hat. Um ein Europa, das sich nicht mehr streitet, wäre mir wirklich bange.

Mit dem Beitritt Bulgariens und Rumäniens (2007) und zuletzt Kroatiens (2013) ist die Europäische Union noch östlicher geworden. Einfacher ist das geeinte Europa dadurch nicht

geworden, aber im historischen und kulturellen Sinne noch vollständiger, will heißen noch komplexer, also reicher. Und das geeinte Europa wird auch in Zukunft nicht einfacher werden, weil es weiter wachsen wird. Dabei wird es noch östlicher werden, viel östlicher. Serbien, Nordmazedonien, Albanien, Bosnien-Herzegowina, Montenegro und seit jüngster Zeit auch die Republik Moldau und – besonders wichtig und richtig – die Ukraine stehen auf der Liste der Beitrittskandidaten. Dass in der einen oder anderen Art und Weise auch das Kosovo dazu kommen wird, dürfte klar sein. Da sind wieder wir Deutschen mit besonderen historischen Schnittmengen betroffen, also gefordert. Gewiss nicht allein, aber ebenso gewiss doch mehr als andere europäische Partner, die schon geographisch weiter weg sind von den genannten Kandidatenländern. Da ist folglich auch weiterhin viel freizulegen, was durch Totalitarismus und Kalten Krieg zurück-

gedrängt oder verschüttet wurde an Gemeinsamkeiten und Verbindungslinien. Das tun wir Deutschen keineswegs nur unseren künftigen EU-Partnern zu Gefallen, so wenig wie wir dies den schon aufgenommenen östlichen Partnern zu Gefallen tun. Wir tun das auch, weil es in besonderer Weise zu uns, zu unserer Geschichte gehört. Zu einer Geschichte, die gerade uns bindet und verpflichtet, den Blick nach Osten gerichtet zu halten – ohne die Augen nach Westen zu verschließen. Bequem ist und wird das nicht. Aber das Bequeme war noch nie das Zukunftsträchtigste.

Feiern wir also – gemeinsam mit unseren östlichen Nachbarn – den 1. Mai 2024 als unseren Feiertag. Und machen wir dann weiter mit Europa, diesem mühevollen Auftrag unserer Geschichte. Wo beginnen? Mit historischer und kultureller Bildung und mit regem Interesse für unsere europäischen Nachbarn – nicht zuletzt die östlichen. ■



# Ein Feiertag für ganz Deutschland

## Zum 75. Jahrestag der Verkündung des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland

VON WINFRID HALDER

**Allenthalben wird gegenwärtig an die Verkündung des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland am 23. Mai 1949, also vor 75 Jahren, erinnert. Kein Zweifel besteht daran, dass es sich um ein wahrhaft epochales Erinnerungsdatum handelt. Der westdeutsche Teilstaat, der mit diesem Akt Realität wurde, erhielt die freiheitlichste aller deutschen Verfassungen. Zugleich hatte kein vorhergehendes Staatsgrundgesetz den Schutz der Menschen- und Bürgerrechte so stark herausgestellt wie das damals verabschiedete. Das Grundgesetz knüpfte damit direkt an die Verfassung an, die von der aus der Revolution von 1848 hervorgegangenen Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche erarbeitet worden war. Dabei handelte es sich nicht nur um die erste gesamtdeutsche Verfassung überhaupt, sondern sie enthielt ihrerseits bereits einen umfassenden Grundrechtekatalog.**

Dieser war allerdings in der bald wieder außer Kraft gesetzten »Paulskirchenverfassung« relativ weit hinten platziert, nämlich in den Paragraphen 130 bis 189. Die folgende, von Otto von Bismarck (1815–1898) konzipierte Verfassung des Deutschen Reiches vom 16. April 1871 enthielt überhaupt keinen Grundrechtekatalog. Erst in der Verfassung der »Weimarer Republik« vom 19. August 1919 war wiederum ein solcher eingeschlossen (Artikel 109–165). Der Schutz der Grundrechte vor staatlichem Machtmissbrauch war dort jedoch nur höchst unzulänglich verankert. Bezeichnenderweise hat sich die NS-Diktatur nie veranlasst gesehen, die republikanische, nach demokratischen Regeln zustande gekommene Verfassung von 1919 förmlich zur Gänze außer Kraft zu setzen – die faktisch bereits 1933 vollzogene vollständige Aushöhlung der Grundrechte genügte den Machthabern völlig. Gerade hieraus zogen die Mütter und Väter des Grundgesetzes im Verlauf von dessen Entstehungsprozess entschiedene Konsequenzen. Seit der Parlamentarische Rat in Bonn seine Arbeit im September 1948 aufgenommen hatte, beschäftigten sich die 65 Mitglieder des Rates (4 weibliche und 61 männliche), die aus den damals 11 Ländern in den westlichen Besatzungszonen entsandt worden waren (dazu kamen noch fünf nicht stimm-

berechtigte Vertreter aus West-Berlin), nicht zuletzt mit den Grundrechten und ihrer wirksamen Sicherung. Sehr bewusst wurde der Katalog der Grundrechte jetzt an die Spitze aller Verfassungsbestimmungen gestellt (Artikel 1–19). Neu war auch, dass bereits der dritte Absatz des Artikels 1 die Grundrechte als »unmittelbar geltendes Recht« definiert. Wenn heute an die Arbeit des Parlamentarischen Rates erinnert wird, die nach wie vor die Grundlage unserer staatlichen Existenz darstellt, steht oft dessen Präsident im Vordergrund, der spätere erste Bundeskanzler Konrad Adenauer (1876–1967) (CDU). Der Sozialdemokrat Carlo Schmid (1896–1979), der als Vorsitzender des Hauptausschusses fungierte, spielte ebenfalls eine herausragende Rolle. Dies lässt sich – gerade mit Blick auf die Entstehung des Grundgesetzes – auch von Georg August Zinn (1901–1976) (ebenfalls SPD) sagen, der den Vorsitz des Ausschusses für Verfassungsgerichtshof und Rechtspflege innehatte und später viele Jahre als hessischer Ministerpräsident amtierte. Die vier Frauen im Parlamentarischen Rat – Friederike Nadig (1897–1970) (SPD), Elisabeth Selbert (1896–1986) (SPD), Helene Weber (1881–1962) (CDU) und Helene Wessel (1898–1969) (Zentrumspartei) – werden heute zu Recht verstärkt gewürdigt, und zwar auch, aber nicht nur, wegen ihres Einsatzes für die Verankerung der Gleichberechtigung der Geschlechter im Grundgesetz.<sup>1</sup>

Nicht vergessen werden sollten aber auch diejenigen Personen im Parlamentarischen Rat, die ihrer Herkunft und Prägung nach als Vertreter der damals rund acht Millionen Menschen angesehen werden können, die als Flüchtlinge und Vertriebene aus den historischen deutschen Ost- und Siedlungsgebieten im entstehenden westdeutschen Staat lebten. An erster Stelle ist hier gewiss Paul Löbe (1875–1967) zu nennen. Der aus dem niederschlesischen Liegnitz (heute

<sup>1</sup> [www.bundesregierung.de/breg-de/themen/75-jahre-grundgesetz/75-jahre-gg-muetter-2224236](http://www.bundesregierung.de/breg-de/themen/75-jahre-grundgesetz/75-jahre-gg-muetter-2224236)



Die vier »Mütter« des Grundgesetzes: Friederike Nadig, Elisabeth Selbert, Helene Weber und Helene Wessel Bilder: Wikipedia

Legnica) stammende Sozialdemokrat Löbe hatte in den Jahren der Weimarer Republik viele Jahre das Amt des Reichspräsidenten innegehabt und war dadurch einer der prominentesten Repräsentanten der ersten deutschen Demokratie. Im Parlamentarischen Rat gehörte Löbe zwar den nicht stimmberechtigten, aus West-Berlin entsandten Vertretern an, gleichwohl hatte seine Mitwirkung hohe symbolische Bedeutung. Und Löbes große Erfahrung gerade in parlamentarischen Fragen hat gewiss auch dort Früchte getragen.

Rudolf Katz (1895–1961), der im hinterpommerschen Falkenburg (heute Złocieniec) geboren wurde, später aber in Kiel aufwuchs, stand mit seinem Lebensweg gleich für mehrere Gruppen von Verfolgten im NS-Regime: Er stammte aus einer jüdischen Familie, war Sozialdemokrat und sah sich 1933 zur Emigration gezwungen. Anders als die Mehrzahl der anderen Emigrierten war Katz bereits 1946 aus den USA nach Deutschland zurückgekehrt und hatte seine politische Tätigkeit wieder aufgenommen. Später gehörte der studierte Jurist Katz der ersten Generation der Richter am Bundesverfassungsgericht an. Der in Breslau (heute Wrocław) geborene Gerhard Kroll (1910–1963) war promovierter Volkswirt und hatte 1945 zu den Gründern der CSU in Bamberg gehört. Von 1949 bis 1951 war Kroll später Gründungsdirektor des heutigen Instituts für Zeitgeschichte in München. Hans-Christoph Seebohm (1903–1967) war in der Nähe des oberschlesischen Kattowitz (heute Katowice) geboren worden. Der studierte Bergbau-Ingenieur war später viele Jahre lang Bundesverkehrsminister und stark in der Sudetendeutschen Landsmannschaft engagiert. Ebenfalls aus Oberschlesien stammte Willibald Mücke (1904–1984), der in Buchenhöh (heute Żyrowa) unweit von Oppeln (heute Opole) geboren wurde. Als Flüchtling war er 1945 nach Bayern gelangt, wo er wieder als Rechtsanwalt arbeitete und sich der SPD anschloss. Gerade Mücke war es, der die Belange der Flüchtlinge und Vertriebenen in den Parlamentarischen Rat einbrachte. Später war Mücke Mitglied des Ersten Deutschen Bundestages und schließlich Beamter im Bundesverteidigungsministerium. Hermann Runge (1902–1975) wurde in der Nähe

des niederschlesischen Waldenburg (heute Wałbrzych) geboren, gelangte aber schon als Kind an den Niederrhein. Der gelernte Schlosser und Sozialdemokrat wurde vom NS-Regime verfolgt und infolge seiner Widerstandsaktivitäten 1936 zu einer neunjährigen Haftstrafe verurteilt, die er auch absitzen musste. Nur mit Glück entging er der Überstellung in ein Konzentrationslager. Später hatte Runge Mandate sowohl im Deutschen Bundestag als auch im nordrhein-westfälischen Landtag inne.

Die Liste der biographisch mit dem historischen deutschen Osten verbundenen Mitglieder des Parlamentarischen Rates wäre nicht vollständig, wenn Max Reimann (1898–1977) nicht genannt würde. Reimann stammte nämlich aus dem westpreußischen Elbing (heute Elbląg). Der gelernte Nieter war schon seit 1921 hauptamtlicher Funktionär der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD). Zu dieser Zeit lebte er bereits in Westfalen beziehungsweise im Ruhrgebiet. Nach seiner Emigration 1933 wurde Reimann 1939 im besetzten Prag verhaftet und dann viele Jahre vom NS-Regime gefangen gehalten (u. a. im Konzentrationslager Sachsenhausen). Nach der Befreiung ins Ruhrgebiet zurückgekehrt, gehörte Reimann dort zu den Wiedergründern der KPD. Später lebte er zeitweilig in der DDR und spielte nach dem KPD-Verbot von 1956 eine wichtige Rolle in der Nachfolgepartei DKP. Zu den »Vätern des Grundgesetzes« ist Reimann trotz seiner Mitgliedschaft im Parlamentarischen Rat nicht wirklich zu rechnen, da er dort eigentlich nur obstruktiv tätig war.

Das vom Parlamentarischen Rat erarbeitete Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland hat sich auch als gesamtdeutsche Verfassung seit 1990 bewährt. Es hat einige Änderungen erfahren und mag auch in Zukunft in mancherlei Hinsicht überarbeitungsbedürftig sein. Mit seiner strikten Orientierung auf den Schutz der Grundrechte und die Wahrung der Demokratie ist es dennoch die beste Verfassung, die Deutschland je hatte. Daher ist der 23. Mai 2024 und jeder weitere Jahrestag seiner Geltung ein Feiertag für uns alle. ■

## Kafka-Tagung in Königswinter

# Kafka, Käfer und Kakanien

Franz Kafkas 100. Todestag umfassend gewürdigt

VON BÄRBEL BEUTNER

**Der Prager Dichter Franz Kafka (1883–1924) erfährt momentan eine überwältigende Aufmerksamkeit. Sein 100. Todestag am 24. Juni 2024 löst überall ein Interesse aus, das sein 100. Geburtstag im Jahr 1983 nicht zu erreichen vermochte. Die Entwicklung der Elektronik der letzten 40 Jahre hat daran offenkundigen Anteil.**

Die PAZ (Preußische Allgemeine Zeitung) nahm sich dieses Phänomens in ihrer Nr. 12 vom 22. März 2024 an und stellte unter der Überschrift »Der Sonderling aus Prag« die sechsteilige Fernsehserie (ARD) über das Leben des jüdischen Autors vor. Die Fernsehserie, »basierend auf der monumentalen dreibändigen Biographie von Rainer Stach und dem Drehbuch des Bestseller-Autors Daniel Kehlmann«, wie Anne Martin in der PAZ schreibt, bot daher auch für Kafka-Kenner interessante neue Aspekte, zum Beispiel zur Rolle von Max Brod oder zu Kafkas Berufstätigkeit bei einer Arbeiter-Unfall-Versicherung. Es gab jedoch auch irritierende Momente, wie die Darstellung von Kafkas letzter Krankheit und seines Sterbens im Sanatorium in Wien-Klosterneuburg. »Monumental« – mit diesem Wort beschreibt Anne Martin die aktuelle Kafka-Rezeption. Die Medien spielen dabei eine Hauptrolle. Im »Haus Schlesien« in Königswinter wurde am 6./7. März 2024 ein Seminar angeboten, das unter der Leitung von Prof. Dr. Winfried Halder, dem Direktor des Gerhart-Hauptmann-Hauses (GHH) in Düsseldorf stattfand. So kam die Einladung aus Düsseldorf. »Kafka, Käfer und Kakanien«, lautete der Titel des Seminars, der auch »Kafka-Neulinge« neugierig machte. Ein Käfer war auf der Einladungskarte abgebildet, und »Kakanien« nannte der Schriftsteller Robert Musil (1880–1942) die späte Habsburger Monarchie. In seinem Hauptwerk »Der Mann ohne Eigenschaften«, einem mehrbändigen, aber unvollendet gebliebenen Roman, schildert er die österreichisch-ungarische Monarchie des Jahres 1913, die ihrem Untergang entgegengeht.

## Kafkas historisches Umfeld

Prof. Dr. Halder stellte im ersten Vortrag der Tagung »Kafkas historisches Umfeld« vor, die »Konfliktpotentiale und Bruchlinien der späten Habsburger Monarchie 1867–1919«. Er begann jedoch mit der Frage: Was hat Kafka mit Schlesien zu tun? Dafür ging er bis zu den Schlesischen Kriegen zurück, da das zeitweilig zur K.u.K.-Monarchie gehörende Schlesien ebenfalls von Österreich geprägt war. Es habe in dem Vielvölkerstaat seit 1867 ständig Konflikte gegeben. Dieses Konfliktpotenzial machte Halder zunächst an dem Wiener Schriftsteller Karl Kraus (1874–1936) fest. Der Satiriker und Herausgeber der Zeitschrift »Die Fackel«, der sich nach dem Ersten Weltkrieg zum Pazifismus bekannte, hinterließ sein dramatisches Hauptwerk »Die letzten Tage der Menschheit« – der Erste Weltkrieg als Apokalypse. »Die Dritte Walpurgisnacht«, seine Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, zeigt prophetisch den Untergang des Dritten Reiches, obwohl 1933 als Fackel-Heft geplant und erst posthum 1952 erschienen. Die Autoren Karl Kraus und Robert Musil »beschwören« sozusagen den Untergang einer Welt. Ebenso wurde Franz Kafka in eine bereits veränderte Welt hineingeboren, erklärte Halder. In Böhmens Hauptstadt Prag wurde das jüdische Ghetto soeben abgerissen, es gab seit 1879 keine Judendiskriminierung mehr. Aber Kafka spricht in seinen Tagebüchern oft davon, dass das alte Ghetto in ihren Seelen weiterleben würde – sinngemäß. Die jüdische Gemeinde in Prag war groß und lebendig. Die Familie Kafka gehörte dazu, bemühte sich jedoch um Anpassung an die nicht-jüdische Umgebung. Das Judentum blieb eines der konstanten Lebensprobleme Kafkas. Die Familie Kafka gehörte zur deutschsprachigen Minderheit Prags. Kafka selbst sprach selbstverständlich auch Tschechisch. Halder hob hervor, dass sein Bildungsweg – Gymnasium, Jurastudium an der Karlsuniversität – ausgeprägt deutsch war. Dasselbe galt für die

politische Position. Man sah sich ohne Frage der Habsburger Monarchie verbunden. Kafka wollte 1914 zum Militär, wurde aber zurückgestellt, da er als Beamter der Unfallversicherung für die Beratung der Kriegsversehrten gebraucht wurde. Die »alte Welt« zerfiel 1918, und als Kafka 1924 starb, sah Europa wieder völlig anders aus, was Halder gleich zu Beginn seines Vortrages betonte. Er stellte Kafka als den Bewohner zerbrechender Welten dar und schuf damit einen grundlegenden Zugang zu seinem Werk.

## Hinführung zu Kafkas Erzählungen

Diesen Zugang eröffnete Michael Serrer, langjähriger Leiter des Düsseldorfer Literaturbüros, mit seiner »Hinführung zu Kafkas Erzählungen«. Der Referent hatte sich sorgfältig vorbereitet und verteilte zu seinem Titel »Von Käfern, Hunden und Hungerkünstlern« sieben kurze Texte Kafkas, die er dem Publikum auch jeweils erläuterte. Aber sofort war eine lebhaftige Diskussion im Gange. Kafkas Parabeln »Auf der Galerie«, »Vor dem Gesetz«, »Eine kaiserliche Botschaft« lösten bei den Gästen einen breiten Austausch über die vielfachen Aspekte aus. Das Judentum wurde angesprochen, Hoffnung, Einsamkeit, Verirrung und Angst. Die skurrilen Phänomene faszinierten wie z.B. »Der neue Advokat«, der »eigentlich das Schlachtross Alexanders des Großen war«.

Der Referent Michael Serrer hatte seinem Publikum gleich zu Beginn den entscheidenden Zugang zu Kafkas Werk eröffnet. An seiner Interpretation der Erzählung »Das Urteil« (1912) erkannten alle die existenzielle Bedeutung des Schreibens für Kafka. Wie eine Geburt sei die Geschichte aus ihm herausgekommen. »Nur so kann geschrieben werden, mit vollständiger Öffnung des Leibes und der Seele«. Die Folge dieser »Eröffnung«: Die Gespräche gingen während der beiden Tage weiter.



Prof. Dr. Winfrid Halder und Dr. Katja Schlenker



Michael Serrer

## Franz Kafkas labyrinthische Welten

Mit dem öffentlichen Abendvortrag von PD Dr. Jürgen Nelles »Franz Kafkas labyrinthische Welten – zwischen Faszination und Irritation« wurden Kafkas Herkunft und Lebensumwelt noch einmal lebendig. Der Abriss und die Sanierung des Judenghettos erfolgte erst endgültig, als Kafka zwölf Jahre alt war; also hat er die Gassen und Winkel noch selbst erleben können. Sein Vater besaß ein »Galanteriewarengeschäft« und ein Mietshaus am Altstädter Ring und bemühte sich um die Integration in die deutschsprachige Gesellschaft und in die Habsburger Monarchie. So erhält der älteste Sohn den Namen des Kaisers, »Franz«. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts lebten mehr Deutsche in Prag, mit der Industrialisierung kamen mehr Tschechen vom Land in die Stadt.

Der Referent zeigte dem Publikum weniger bekannte Züge von Kafkas Persönlichkeit. Er war sehr sportlich, liebte die Geselligkeit, besuchte mit seinen Freunden Kaffeehäuser, Weinstuben und auch Bordelle. Die Politik und das gesellschaftliche Leben interessierten ihn. Die Vorstellung von dem kränklichen Eigenbrötler lässt sich nicht halten. Doch die Spannungen innerhalb der Familie, besonders zum Vater, bilden das Hauptmotiv seines Werkes. Dr. Jürgen Nelles machte diesen Komplex an den Erzählungen »Das Urteil« und »Die Verwandlung« und an dem Roman »Der Prozess« fest. Die Verurteilung des Sohnes »zum Tode des Ertrinkens« durch den Vater erfolgt Öffnung des Körpers und der Seele, als der Vater krank und gebrechlich zu sein scheint, als der Sohn eine Braut hat und zum »Konkurrenten« des Vaters werden könnte. In der »Verwandlung« erwacht der Handlungsreisende Gregor Samsa eines Morgens und sieht sich in ein »ungeheures Ungeziefer« verwandelt. Seine bisher unterdrückte Persönlichkeitsentwicklung bricht in dieser Gestalt hervor. Nelles sprach von der »Rückentwicklung zum Tier«. Ebenso sieht sich Josef K. im »Prozess« eines Morgens beim Aufwachen »verhaftet« von einem unbekanntem, absurden Gericht. Fortan bewegt er sich in den

Labyrinthen dieses Gerichts, das der Referent als eine »Darstellung der Bewusstwerdung eines Alter Ego« interpretierte. Genauso gilt die gesellschaftskritische Deutung: Der Einzelne wird Opfer einer sich verselbstständigten Bürokratie und eines totalitären Regimes. Die Protagonisten Kafkas versuchen, so lautete schließlich eine Art Zusammenfassung, einen Sinn des Daseins zu finden – was aber nicht möglich sei. Heißt das, dass das menschliche Dasein sinnlos und absurd ist? Kafkas Helden merken nicht – und das ist ihre Tragik –, dass der Sinn in den Mitmenschen liegt, zu denen sie nicht in Kontakt treten können.

## Kafka und die Kunst

Am zweiten Tag des Seminars sollten die »labyrinthischen Welten« und die seltsamen Dinge darin noch eine weitere Dimension der Anschaulichkeit bekommen. Helena Perena (München) stellte eine Ausstellung in München unter dem Titel »Kafka und die Kunst« vor. Leider erschwerte die Technik dieses Mal die Verständigung. Die Referentin war zugeschaltet, der Bahnstreik hatte ihre Anreise verhindert, und sowohl Optik als auch Akustik verlangten große Konzentration des Publikums. So sollen auch hier nur einige Aspekte angesprochen werden. Die Ausstellung zeigt u.a. die Nachbildung von Gregor Samsas Zimmer, exakt nach der Beschreibung im Text. Die Tötungsmaschine in der »Strafkolonie« ist aufgebaut, seltsame Gegenstände wie »Odradek« soll es geben. Einerseits ist das ein Beweis für die Faszination der »ungeheuren Welt, die ich im Kopfe habe«, wie Kafka selbst sagt. Es reizt die Menschen offenbar, diese Phantasmen realistisch sehen zu wollen. Andererseits wird dadurch die »innere Bühne« des Lesers der Texte beeinträchtigt, und vor allem die Bildlichkeit, die Metaphorik könnte verloren gehen. Roman Polanski versuchte einst in seiner Verfilmung von »Macbeth« die Details des Textes »realistisch« in Bilder umzusetzen. Den Zuschauern wurde eine Schlächterei präsentiert. Aber die Wirkung



Bild: Nightwish62, Wikipedia

Grab von Franz Kafka und seinen Eltern auf dem Neuen Jüdischen Friedhof in Prag

Kafkas auf junge Künstlergenerationen wurde an dem Vortrag von Helena Perena beeindruckend deutlich. Nicht nur vielfältige Textinterpretationen tun sich hier auf, die die inzwischen alten Kafka-Forscher einst bewegten, sondern dieses Werk berührt alle Sinne und erweckt breite Kreativität.

### »Ist Kafka kafkaesk?«

**M**it Prof. Dr. Michael Braun kam endlich das Adjektiv »kafkaesk« zur Sprache. Das Wort, so der Referent, sei in den 1950er-Jahren in Mode gekommen und habe sogar Eingang in das Deutsche Wörterbuch gefunden. Es bezeichnet die Wirkung Kafkas auf den Leser, auf Kafka selbst lasse es sich nicht anwenden. Die Überschrift seines Vortrags »Ist Kafka kafkaesk?« findet nicht leicht eine Antwort. Das Medium Film stand im Mittelpunkt des Vortrags. Die Verfilmung von Orson Welles' »Der Prozess« aus dem Jahr 1960, in der übrigens Romy Schneider die Leni, das Hausmädchen eines Richters spielt, bot reichlich Stoff. Der Beginn des Films – ein Polizist steht am Morgen im Schlafzimmer – wurde mehrmals gezeigt und sorgfältig analysiert. Kamera- und Dialogführung führten auch hier wieder zu mehrfachen Ergebnissen. Der neue Spielfilm »Die Herrlichkeit des Lebens«, der Kafkas letztes Lebensjahr mit Dora Diamant schildert, wird erwartet.

Prof. Dr. Braun zeigte jedoch auch »kafkaeske« Züge an Kafka auf. So hatte er einen eigenwilligen Humor, lachte bei Szenen, über die sich die Zuhörer erschreckten. Die Tragik im Lächerlichen – oder umgekehrt – trat bei ihm hervor. Zudem sei er begeistert von technischen Innovationen gewesen, vielleicht eine Erklärung für die präzise Beschreibung der Tötungsmaschine in der »Strafkolonie«. Es blieb bei den Gästen ein beklemmendes Gefühl zurück, da gerade das Medium Film die prophetische Vorahnung Kafkas bewusst machte. Die Diktaturen des 20. Jahrhunderts werden bereits demaskiert.



Dr. Jürgen Nelles

»Jemand musste Josef K. verleumdet haben...« Aber wer? Eine Methode der Inquisition wird nun von korrekten Beamten in die Praxis umgesetzt. Wer verhaftet ihn? Die Gestapo? Wird es zu einem stalinistischen Schauprozess kommen? Werden schließlich die Tötungsmaschinen Tag und Nacht »arbeiten«? Das grausame Jahrhundert hatte gerade erst begonnen.

### Haus Schlesien und seine kulturellen Angebote

**D**ie Tagung fand im »Haus Schlesien« statt, und die Gäste nahmen die kulturellen Angebote des Hauses gerne in Anspruch. Die Mitarbeiterin und Tagungsleiterin Nicola Remig bot den Gästen auch Informationen über das Haus und sein Konzept. Besonders beeindruckend waren Begegnungen und Seminare mit polnischen und tschechischen Studenten sowie Germanisten unter dem Titel »Schlesische Begegnungen«. Das Haus sieht sich im Dienst Europas und hat auf diese Weise bereits über 200 Gruppen und 6000 Studierende zusammenführen können.

Die Gäste des Kafka-Seminars genossen die Ausstellungen, wurden dabei aber auch mit dem Vertreibungsschicksal konfrontiert. Damit schloss sich der Kreis zu Kafka. Der kleine Text »Heimkehr« (1920/22) beschreibt haargenau die Situation der deutschen Vertriebenen, die nach Jahrzehnten die alte Heimat besuchen und vielleicht sogar das Elternhaus wiederfinden. »Es ist meines Vaters alter Hof.« Aber: »Ist dir heimlich, fühlst du dich zu Hause? Ich weiß es nicht. Ich bin sehr unsicher.« Jeder Satz dieser kleinen Parabel trifft die Empfindungen der »Zurückgekehrten«.

Natürlich gibt es viele andere Interpretationsmöglichkeiten, erst recht für den Kafka-Kenner. Es ist eine Parabel, große Literatur, aber Kafka sah offenbar auch das Schicksal der Vertriebenen voraus: »Und ich wage nicht, an die Küchentür zu klopfen, nur von der Ferne horche ich...« ■



Prof. Dr. Michael Braun

# Unangenehme Wahrheiten

## Zum 40. Todestag von Edzard Schaper (1908–1984)

VON WINFRID HALDER

**Nein, ein angenehmer Festredner, dessen Ausführungen von Beginn an auf möglichst breite Zustimmung zielten, war er gewiss nicht. Zugleich mangelte es ihm nicht an Prominenz – als das Magazin »Der Spiegel« im April 1962 eine Liste der meistverkauften Bücher veröffentlichte, die von deutschsprachigen Autoren in westdeutschen Verlagen im vorangegangenen Jahrzehnt herausgegeben worden waren, rangierte Edzard Schapers Roman »Macht und Freiheit« mit knapp 260.000 verkauften Exemplaren unter den »Top 25«. Und Schapers Buch war erst im Jahr zuvor, nämlich 1961, herausgekommen, hatte also binnen kürzester Zeit den Sprung unter die Bestseller in Westdeutschland geschafft. Schaper hatte folglich einen beachtlichen Platz unter den rund zwei Dutzend Autorinnen und Autoren, deren Stellenwert in der jungen Bundesrepublik sich nicht in erster Linie in den Bewertungen der literarischen Feuilletons spiegelte, sondern vielmehr an den Kassen der Buchhandlungen. Unter den Auflagenköniginnen und -königen befand sich übrigens 1962 niemand aus der »Gruppe 47«, deren Angehörige längst bestrebt waren, als »die Literatur« der westdeutschen Nachkriegszeit verstanden zu werden – kein Heinrich Böll, kein Günter Grass, kein Hans Werner Richter, kein Alfred Andersch und keine Ingeborg Bachmann also.**

**D**iese konnten in der messbaren Publikumsgunst auch nicht entfernt Schritt halten etwa mit Hugo Hartungs »Ich denke oft an Piroshka« (seit 1954 1,17 Millionen verkaufte Exemplare) oder mit Hans Helmut Kirsts »08/15« (1,45 Millionen verkaufte Exemplare ebenfalls seit 1954). Edzard Schaper gehörte spätestens zu Beginn der 1960er-Jahre seinerseits zu den Autoren, die »im Kreis der tonangebenden Literaten kaum diskutiert werden, dafür aber auf einen ebenso stattlichen wie anhänglichen Leserkreis bauen können«, wie ebenfalls »Der Spiegel« feststellte. Edzard Schaper rangierte also unter den sehr erfolgreichen Autoren auf dem Buchmarkt der späten Adenauer-Ära. Dabei war er formal kein Deutscher mehr: Seit 1947 lebte Schaper in der Schweiz, und seit 1960 besaß er auch das schweizerische

Bürgerrecht. Dennoch versicherte er seiner Zuhörerschaft am 31. Juli 1965 in der Stadthalle von Stuttgart-Sindelfingen, dass er dem »äußeren Lebensweg nach einer der Ihren« sei.<sup>1</sup> Tatsächlich war Schaper 1908 in Ostrowo (heute Ostrów Wielkopolski) in der damaligen preußischen Provinz Posen geboren worden; beide Eltern stammten indes aus Norddeutschland. Schapers Vater war



Bilder: Verlag



als Militärbeamter nach Ostrowo versetzt worden. Nach der Abtrennung Posens vom damaligen Deutschen Reich infolge des Ersten Weltkriegs wuchs Schaper in der Heimatstadt seines Vaters Hannover auf. Zunächst ein unsteter junger Mann, versuchte sich Schaper in verschiedenen Berufen, begann ein Musikstudium, arbeitete am Theater und schlug sich eine Zeit lang als Gärtner und Matrose im Fischfang durch. Anfangs gewissermaßen »nebenbei« begann er zu schreiben; 1927 veröffentlichte er seinen ersten Roman. Als er Anfang der 1930er-Jahre seine spätere Ehefrau Alice Pergelbaum kennenlernte, entwickelte er eine enge Bindung an den baltischen Raum, da diese aus einer baltendeutschen Familie in Reval (heute Tallinn) stammte. Schaper lebte mit seiner Familie dann zeitweilig in Tallinn und anderen estnischen Orten, arbeitete als Journalist und weiterhin als Romancier. Sein schriftstellerischer Durchbruch erfolgte 1933 mit dem Roman »Die Insel Tütarsaar«; seither war Schaper Autor des renommierten Leipziger Inselverlages.

In Distanz zum NS-Regime war Schaper ein erklärter Gegner der infolge des Hitler-Stalin-Paktes von August 1939 betriebenen (Zwangs-)Umsiedlung der Baltendeutschen ins damalige Reichsgebiet. Nach Kriegsbeginn wich er zunächst nach Finnland aus, später nach Schweden. Schaper wurde sowohl vom NS- als auch vom stalinistischen Regime als Gegner betrachtet und verfolgt, mehrfach musste er seine Aufenthaltsorte fluchtartig wechseln. Nach tiefen Brüchen und schweren Krisen gelangte er schließlich 1947 in die Schweiz, wo er wieder sesshaft werden und seine schriftstellerische Tätigkeit fortsetzen konnte.

An jenem Tag Ende Juli 1965 war er also der Hauptredner auf einer Großveranstaltung, die der Süddeutsche Rund-

funk gemeinsam mit dem Bund der Vertriebenen (BdV) organisiert hatte. Diese Veranstaltung war Teil eines umfangreichen Programms (ein Dutzend zentraler BdV- und etwa doppelt so viele Veranstaltungen von BdV-Landesverbänden bzw. einzelnen Landsmannschaften), das der Vertriebenen-Dachverband über das gesamte, von ihm selbst proklamierte »Jahr der Menschenrechte 1965« hinweg

durchführte. Zweifellos war die Stuttgarter Versammlung, in der Schaper sprach, einer der Höhepunkte überhaupt. Denn am Folgetag wurde der 15. Jahrestag der Verkündung der »Charta der deutschen Heimatvertriebenen« feierlich begangen, welche 1950 ebenfalls in Stuttgart erfolgt war. Zugleich lag das Ende des Zweiten Weltkrieges zwei Jahrzehnte zurück, und im westdeutschen Teilstaat lebten etwa acht Millionen Menschen, die seit 1944/45 durch Flucht und Vertreibung ihre östliche Heimat verloren hatten. Sie stellten damit deutlich mehr als 10 Prozent der damaligen Gesamtbevölkerung der Bundesrepublik Deutschland dar; es handelte sich also um eine allemal auch politisch beachtliche Größenordnung.

Fast alle Veranstaltungen zum »Jahr der Menschenrechte« sollten vor dem 15. September 1965 stattfinden, was sicherlich damit zu tun hatte, dass dies der Termin der Wahl zum 5. Deutschen Bundestag war. Für die CDU, die bisher alle Bundesregierungen seit 1949 angeführt hatte, trat erstmals nicht mehr der inzwischen 89-jährige Konrad Adenauer als Spitzenkandidat an, sondern Ludwig Erhard, der im Oktober 1963 – nicht ohne heftige innerparteiliche Querelen – Adenauer nach dessen Rücktritt im Amt des Bundeskanzlers gefolgt war. Es würde also auch um ein Votum für oder gegen die Koalitionsregierung aus CDU und FDP gehen, die über den Kanzlerwechsel hinweg seit der vorangegangenen Bundestagswahl von 1961 amtierte. Die CDU hatte damals ihre 1957 errungene absolute Mehrheit wieder verloren, und die von Willy Brandt geführte SPD hatte erhebliche Zugewinne erzielt. Der Koalitionspartner FDP schien aus Sicht der Union nicht mehr voll verlässlich zu sein, seit einige zumeist jüngere Liberale eine Annäherung an die Sozialdemokratie suchten.

Dass die politische Situation also einigermaßen gespannt war, wusste Schaper, als er in Stuttgart ans Rednerpult trat. Er war sich auch bewusst, dass der BdV »so oft als das ‚Zünglein an der Waage‘ im parteipolitischen Kräfte- und Ränkespiel

<sup>1</sup> Alle folgenden Zitate aus Edzard Schaper: *Flucht und Bleibe. Ein Wort an die geflüchteten und vertriebenen Deutschen*, Köln/Olten: Hegner 1965

erscheint«, wie er gleich zu Beginn bemerkte, seine kritische Distanz dazu nicht verhehlend. Und Schaper wurde auch in einem anderen Punkt sehr schnell sehr deutlich, nachdem er seinerseits an die Verkündung der Vertriebenen-Charta erinnert hatte. Unmissverständlich stellte er nämlich fest: »Und jeder Finger, der sich eifernd auf die Verbrechen an deutschem Volkstum in Südosteuropa, auf dem Balkan und im mehrheitlich westslawischen Osteuropa gerichtet hat, wird uns ja von der deutschen Justiz endlich, endlich zurückgedreht auf die Selektionsrampen und Gaskammern von Auschwitz, Treblinka und Maidanek.«

**D**as war ein der Zuhörerschaft sicherlich sofort verständlicher Verweis auf den zu diesem Zeitpunkt kurz vor der Urteilsverkündung stehenden Ersten Auschwitz-Prozess in Frankfurt am Main. Wenige Wochen vor Schapers Ansprache war dort am 6. Mai 1965 die Beweisaufnahme abgeschlossen worden. Es handelte sich um den bis dahin größten Strafprozess wegen NS-Verbrechen in der Bundesrepublik Deutschland. Angeklagt wegen vielfachen Mordes waren 21 frühere Angehörige des SS-Lagerpersonals und ein ehemaliger Funktionshäftling. Seit der Eröffnung des Verfahrens im April 1963 hatte die Staatsanwaltschaft nicht nur Tausende Seiten schriftlichen Belastungsmaterials vorgelegt, sondern auch 359 Zeugen vernommen. Der größte Teil von ihnen waren ehemalige KZ-Häftlinge, deren Aussagen die bundesrepublikanische Öffentlichkeit weithin schockierten. Der Prozess wurde von großer medialer Aufmerksamkeit begleitet. Zustande gekommen war das Verfahren insbesondere durch die hartnäckigen Bemühungen des hessischen Generalstaatsanwaltes Fritz Bauer. Zu seiner Vorgeschichte gehörten auch der sogenannte Ulmer Einsatzgruppen-Prozess (1958) und das Strafverfahren gegen Adolf Eichmann vor einem israelischen Gericht in Jerusalem (1961/62), die zu einer erheblich breiteren Wahrnehmung der Monstrosität der NS-Verbrechen im jungen westdeutschen Staat beigetragen hatten. Während der BdV-Veranstaltung in Stuttgart mit Edzard Schaper als Redner liefen im Frankfurter Auschwitz-Prozess die Plädoyers von Staatsanwaltschaft und Verteidigung, die Urteilsverkündung sollte am 19./20. August 1965 erfolgen.

**A**ll dies war dem Redner gewiss, den Zuhörern wohl mindestens teilweise gegenwärtig. Und Schaper fuhr fort: »Die Ausflüchte, dass es sich bei den einen, den vertriebenen Deutschen, um schuldlose, unpolitische Menschen gehandelt habe, bei den Angeklagten der Kriegsverbrecherprozesse aber um kriminelle Übeltäter, zählen nicht – nicht nur nach dem Wortlaut der Plädoyers ihrer

deutschen Verteidiger, sondern auch nach dem unleugbaren Tatbestand: dass der Austreibung des Deutschtums aus seiner angestammten Heimat im Südosten und Osten eine Entrechtung und Austreibung des Westslawentums in den Osten und eine aller Menschenrechte spottende Entwürdigung fremden Volkstums und fremder Völker als ‚Untermenschen‘ durch das deutsche Gewaltregime vorausgegangen war.« Schaper stellte gleich darauf klar, dass die deutschen Vertriebenen später »nach nationalsozialistischem deutschem Muster ausgesiedelt« worden seien.

**F**ür Schaper, der 1951 zum Katholizismus konvertierte und der mit dem kurz zuvor verstorbenen Deutschbalten Werner Bergengruen, mit Reinhold Schneider, Gertrud von Le Fort und Rudolf Alexander Schröder zu den wichtigsten ausdrücklich christlichen Autoren der deutschen Gegenwartsliteratur zählte, stand fest: »Die Rechnung von Schuld gegen Schuld geht nicht auf in ihrer Größe und Schwere.« Und Schaper war noch längst nicht am Ende damit, der Zuhörerschaft Ansichten darzulegen, die vermutlich nicht wenigen unangenehm aufstießen. Nach seiner Einschätzung – und, wie er überzeugt war, auch aus der Sicht des Auslandes – kam

**B**ereits sieben Jahre zuvor hatte Edzard Schaper [...] festgestellt, dass »die teure, geliebte, die Welt unserer relativ unschuldigen Kindheit und Jugend vergangen, endgültig vergangen ist und niemals wiederkehren wird.«

er anschließend zum »bekleidendsten Kapitel«: »Das ist die von geschäftigen Funktionären der Presse und den Verbänden betriebene Selbstabwertung eines historischen Schicksals und der Gemeinschaft, die dieses Schicksal hervorgebracht hat, dadurch: wie diese Schicksalsgenossenschaft fortwährend im innenpolitischen, parlamentarischen, aber auch im außenpolitischen Haushalt des Staates bis zu einem höchst gefährli-

chen moralischen Verschleiß ihres Ideengutes, ihrer natürlichen und übernatürlichen Rechte und Pflichten gebraucht und verbraucht wird. Dieser nun schon Jahre andauernde und in der Ablösung der Generationen unter den Vertriebenen und der zunehmenden Dominanz ihrer Funktionäre in der Öffentlichkeit fortwährende immer mehr schemenhaft [werdende], nicht mehr echt menschlich genährte Prozess kann oder wird zu einer tragischen Entfremdung zwischen den Generationen von Gleichen, zwischen der Mehrheit jener, die einmal daheim haben bleiben dürfen, und der Minderheit der Vertriebenen, und zur parlamentarisch-demokratischen Selbsterfleischung führen: in jedem Fall zur Abwertung und Mißachtung eines sittlichen Anspruchs, den die deutschen Vertriebenen bis jetzt noch haben erheben können.«

**S**chaper prognostizierte hier – sicherlich zu Recht – 20 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges die dann tatsächlich rasch fortschreitende Isolierung mindestens von (organisierten) Teilen der Menschen mit Flucht- und Ver-

treibungsschicksal in der Gesamtgesellschaft der Bundesrepublik Deutschland. Diese zeigte sich nicht zuletzt darin, dass der Widerstand gegen die schon wenige Jahre später von der ersten sozialdemokratisch geführten Bundesregierung unter Willy Brandt ins Werk gesetzte »Neue Ostpolitik«, die von wesentlichen Teilen der Vertriebenenverbände abgelehnt wurde,

vergeblich blieb. Der symbolische Akt des »Kniefalls« Brandts am Denkmal für den Aufstand im Warschauer Ghetto gegen die mörderische deutsche Besatzungs- und Vernichtungspolitik im April 1943, den der Bundeskanzler unmittelbar vor der Unterzeichnung des »Vertrages über die Grundlagen der Normalisierung ihrer gegenseitigen Beziehungen« zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der damaligen Volksrepublik Polen am 07. Dezember 1970 vollzog, löste zwar heftige Kontroversen aus, eine breite Ablehnung des Vertrages und der anderen Abkommen im Rahmen der Neuen Ostpolitik resultierte daraus jedoch nicht. Die nächstfolgende Bundestagswahl im November 1972, vor der im Wahlkampf die Ostpolitik ein zentrales Thema gewesen war, bescherte Brandts SPD vielmehr bei einer außergewöhnlich hohen Wahlbeteiligung von 91,1 Prozent mit 45,8 Prozent der abgegebenen Stimmen ihr bestes je auf Bundesebene erreichtes Ergebnis. Zugleich wurde die Regierungskoalition mit der FDP, die ihrerseits Stimmen hinzugewann, deutlich bestätigt.

**B**ereits sieben Jahre zuvor hatte Edzard Schaper in seiner Stuttgarter Rede illusionslos festgestellt, dass »teure, geliebte, die Welt unserer relativ unschuldigen Kindheit und Jugend vergangen, endgültig vergangen ist und niemals wiederkehren wird. Es gibt kein restauratives Zurück mehr, unter welchen Rechtsansprüchen auch immer!« Die Schlussfolgerung, die er daraus zog, lautete unumwunden: »Um die Gnade der göttlichen Hilfe zu ringen, ist für den Heimatlosen, den Vertriebenen ebenso sehr Pflicht wie: auf dem Naturrecht, Heimat zu haben, zu beharren. Und wird Heimat verloren, so liegt es innerlich in einem jeden Menschen, der in der Fremde [...] sich das echtste und dauernde Heimatrecht der mitmenschlichen Gemeinschaft erringt, sie wiederzugewinnen. Eine andere ‚Lösung‘ des Vertriebenenproblems ist eben nach menschlichem Ermessen weder geistig noch politisch zu erblicken.« Denn für Schaper lag offen zutage, dass die tiefgreifenden politischen und territorialen Verän-



Bilder: Verlag



derungen, die seit 1945 zu den europäischen Realitäten gehörten, »einer ein rundes Jahrzehnt langen furchtbaren deutschen Blutschuld an fremdem Schicksal in einer ja doch durch Deutschlands Schuldanteil selber so grausam verwüsteten und verwandelten Welt« gefolgt waren.

**W**ie die Publikumsreaktionen auf Edzard Schapers

Rede ausfielen, ist nicht mehr feststellbar. Ob applaudiert oder Unmut bekundet wurde, bleibt also offen. Letzteres erscheint denkbar. Ein auffälliger Umstand ist immerhin, dass das nächstfolgende »Ostpreußenblatt«, das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen, zwar ausführlich über etliche Veranstaltungen im Rahmen des »Jahres der Menschenrechte« berichtete, darunter auch solche in Stuttgart, dass aber Edzard Schaper und seine Rede gänzlich unerwähnt blieben.<sup>2</sup> Zwar gibt es einen Beitrag unter der Überschrift »Der Christ und das Recht auf Heimat«, darin wird aber über die Ansprache eines evangelischen Kirchenvertreters am 26. Juni 1965 in Dortmund-Martens recht ausführlich berichtet. Wurde Schapers Auftritt in Stuttgart von der Redaktion als weniger bedeutsam eingeschätzt?

Wie auch immer. Edzard Schapers Worte, die fast 60 Jahre zurückliegen, sind noch immer bedenkenswert. Der Autor starb vor 40 Jahren am 29. Januar 1984 in seiner schweizerischen Wahlheimat. Das Institut für ökumenische Studien an der Universität im schweizerischen Fribourg bemüht sich redlich, an Edzard Schaper zu erinnern und macht zahlreiche Informationen verfügbar.<sup>3</sup> Ein rascher Blick zeigt jedoch: Keiner seiner Romane, von denen viele im baltischen Kontext angesiedelt sind, ist derzeit in einer Neuauflage greifbar. Im Jahr 2017 wurden jedoch zwei seiner schönsten Erzählungen (»Die Legende vom vierten König« und »Das Christkind aus den großen Wäldern«) wieder aufgelegt und sind ohne weiteres im Buchhandel erhältlich. Auch antiquarisch findet man sehr vieles leicht und für wenig Geld. Und noch einfacher ist es, eines der vielen Bücher Edzard Schapers auszuleihen, die unsere Bibliothek im Gerhart-Hauptmann-Haus bereithält. Und wer noch einen Plattenspieler zur Verfügung hat, der kann sich sogar von Schaper selbst vorlesen lassen. Jedenfalls: Es lohnt sich. ■

<sup>2</sup> Ostpreußenblatt Jg. 16, Folge 32 v. 07. August 1965

<sup>3</sup> [www.unifr.ch/iso/de/dokumentation/edzard-schaper/](http://www.unifr.ch/iso/de/dokumentation/edzard-schaper/)

## Erinnerung an Eginald Schlattner – Ein Porträt anlässlich seines 90. Geburtstages

# Vergessen in Siebenbürgen?

VON HORST SAMSON

**Er gilt als einflussreichster Autor der Rumäniendeutschen. Eginald Schlattner, 1933 in Arad (Rumänien) geboren, wuchs in Fogarasch am Fuße der Karpaten auf und studierte bis zu seiner Relegation evangelische Theologie in Klausenburg, anschließend Mathematik und Hydrologie. 1957 wurde er verhaftet und 1959 wegen »Nichtanzeige von Hochverrat« verurteilt. Nach der Entlassung arbeitete er als Tagelöhner und später als Ingenieur. 1973 nahm Schlattner noch einmal das theologische Studium auf und ist bis heute Seelsorger in dem siebenbürgischen Dorf Rothberg, bei Hermannstadt.**

**D**er in der Banater Stadt Arad geborene und heute in dem siebenbürgischen Dorf Rothberg (rumänisch Rosia) bei Hermannstadt lebende Schriftsteller Eginald [Norbert] Schlattner feierte am 13. September 2023 seinen 90. Geburtstag. Eginald Schlattner war viele Jahre lang Gefängnisseelsorger für Gefangene in rumänischen Gefängnissen und ist im hohen Alter von 90 Jahren immer noch als Pfarrer in der zur Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien gehörenden evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde Rothberg tätig, wo er sich mit hohem Verständnis, rührender Hingabe und mit väterlicher Geduld als respektierter Pfarrer auch um die seelsorgerischen Nöte der in Rothberg lebenden Sinti und Roma kümmert, sich nicht nur theoretisch, sondern praktisch »für gegenseitiges Verständnis und interkulturellen Dialog« beispielhaft engagiert. Und dort tut er, was er auch seit Mitte der 90er als konsequenter Wiederholungstäter bis dato nicht unterlassen hat, er zelebriert - wie er selbstironisch zum Besten gibt - in seiner Kirche Gottesdienste ab, ganz nach Vorschrift, also mit allem, was dazu gehört, mit Singen, Segen und Gebeten, steuere dem Höhepunkt zu, halte »eine fulminante Predigt vor den leeren Bänken. Die leeren Bänke waren sehr zufrieden.« Dazu sollte man wissen, dass gleich nach dem Sturz des kommunistischen Diktators Nicolae Ceausescu 1989 bis auf wenige ältere Rothberger Bürger alle »ins Reich« zogen,

wie man damals sagte, womit der glorreiche Westen gemeint war, vor allem die Länder Deutschland und Österreich.

Eginald Schlattner ist, wie schon sein Humor verrät, nicht nur ein außergewöhnlicher Mensch, sondern auch ein wahrlich fulminanter Erzähler, der – einmal in Schwung geraten – seine Leser mit spannenden und farbigen Geschichten zu begeistern weiß. Für seine Lebensleistung wurde er zwar mehrfach geehrt, z.B. als Kulturbotschafter Rumäniens, Ehrendoktor der Babeş-Bolyai-Universität Klausenburg (2018) oder als Träger des deutschen Bundesverdienstkreuzes am Bande (20219, trotz wiederholter Vorschläge für einen seinem bedeutenden literarischen Werk angemessenen Literaturpreis, ist ihm ein solcher unerklärlicherweise bislang verwehrt worden, was vermutlich mit dem Vorwurf des »Verrats« in jungen Jahren an Schriftstellerkollegen im stalinistischen Rumänien, die angeblich wegen Schlattners Zeugenschaft, wie übrigens er selbst, auch für mehrere Jahre eingekerkert wurden, ein leichtfertiger, aber in literarischen Kulissen scheinbar schwerwiegender Vorwurf, der immer wieder als verblüffend beständiges Hintergrundgemunkel auftaucht, obwohl längst entkräftet. Eginald Schlattner war – im Unterschied zu anderen aus Rumänien stammenden deutschen Schriftstellern, wie Oskar Pastior, Franz Thomas Schleich oder Werner Söllner, - nicht einmal ein »IM«, also ein »Informeller Mitarbeiter« des Geheimdienstes Securitate. Im Klartext: Es gibt keine Taterakte des Eginald Schlattner in den Archiven des C.N.S.A.S., des »Consiliu Național pentru Studierea Arhivelor Securității« in Rumänien, deutsch »Nationaler Rat für das Studium der Archive der Securitate«, der rumänischen »Gauck- Behörde«.

**D**er Schriftsteller Eginald Schlattner, unzweifelhaft ein Opfer des stalinistischen Totalitarismus, der für seine nach zweijähriger Einzelhaft, also dezidierter Folter, in den schrecklichen Gefängnissen Rumäniens entstandenen »Schuld« schwer gebüßt hat, ist ein herausragender Erzähler, dessen literarisch bedeutsames und von der Kritik viel gelobtes schriftstellerisches Werk in vielerlei Sprachen auf fast allen Kontinenten dieser Erde verbreitet ist. Seine gesamte Tätigkeit als wirkungsmächtiger Schriftsteller und auch als Pfarrer war und ist darauf ausgerichtet, breiten Spuren deutscher Kultur im Osten Europas, der Vielvölker-Landschaft und der dort spezifisch ausgeprägten deutschen Sprache ein Denkmal zu setzen. Bis in die geistigen, seelsorgerischen Verästelungen seines außergewöhnlichen Lebens haben wir es bei Schlattner mit einem bemerkenswerten siebenbürgischen Humanisten von traditionellem Zuschnitt und erlesener Bildung zu tun.

**F**rüh zeichnete sich Eginald Schlattners Begabung ab. Bereits im Alter von 23 Jahren galt er als große schriftstellerische Hoffnung, belegt durch seine bei einem

Schreib-Wettbewerb der Bukarester deutschen Tageszeitung »Neuer Weg« vorgelegte Debüt-Erzählung »Gediegenes Erz« (1956), die damals als ein literarisches Ereignis seiner Generation betrachtet wurde. Schon dort versuchte Schlattner, die 800jährige siebenbürgisch-sächsische Geschichte in die neuen Bedingungen des Ostblocksozialismus zu retten und ihr ein literarisches Denkmal zu errichten. Kein Geringerer als der damals einflussreichste rumäniendeutsche Germanist und Literaturkritiker, der namhafte Schriftsteller Harald Krasser, Inhaber des Germanistiklehrstuhls in Klausenburg/Cluj, belegte den Autor dieser Erzählung mit dem Schillerzitat »Unter Larven die einzig fühlende Brust« und würdigte damit Schlattners Erzählung als den mutigsten und zukunftsweisendsten Text. Und Krasser sollte – wie wir heute wissen – Recht behalten. Engagiert setzte sich Schlattner hinfort, wie jedermann nachlesen kann, als Leiter eines Literaturkreises deutscher Studenten der Klausenburger Germanistik für die deutschsprachige Literatur ein. Ins Blickfeld des stalinistischen Geheimdienstes Securitate geraten, wurde er verhaftet und in zweijähriger Haft und Folter zum Kronzeugen der Anklage im Schauprozess gegen die Schriftsteller Andreas Birkner, Wolf von Aichelburg, Georg Scherg, Hans Bergel und Harald Sigmund gewaltsam präpariert.

Monatelang wurde der Student Schlattner in psychiatrischen Anstalten der Securitate »behandelt«, zwei Jahre lang als Gefangener im Kronstädter Securitate-Gefängnis verhört, bis er schließlich in sich zusammenbrach, wehrlos geworden und in einem desolat zerrütteten Zustand das Verlangte unterschrieb. Im Kapitel 26 seines großartigen Romans »Rote Handschuhe«, verfilmt von dem angesehenen, seit 1974 im Exil in Deutschland lebenden und in München verstorbenen rumänischen Regisseur, Drehbuchautor und Produzenten Radu Gabrea (\* 20. Juni 1937 in Bukarest, Rumänien; † 9. Februar 2017), beschreibt er unter vielen einprägsamen und, menschlich betrachtet, grausamen Passagen, wie verzweifelt und nervlich aufgeputscht er in seiner Zelle umherirrt vor der Verhandlung der Anklage, buchstäblich wie ein Tier im Käfig. In einem ausführlichen Gespräch, das



Eginald Schlattner und Horst Samson 2012 Bild: Edda Samson

ich mit Schlattner vor einigen Jahren auf dem Temeswarer Domplatz führte, sagte Eginald Schlattner, dass er aufgrund der unerträglich gewordenen rund zweijährigen Einzelhaft mit regelmäßigen Verhören in einem solch bedrückten Zustand der Zersetzung und Verstörung gewesen sei, dass er ohne zu zögern sein eigenes Todesurteil unterschrieben hätte. Die Folgen jener Zeit ... verfolgen ihn bis heute, überschatten inzwischen grundlos sein Leben und sein Werk. Es gehört keine große Phantasie dazu, um es sich vorzustellen, dass sie gewiss auch präsent sind in vielen, schier endlosen Nächten, gab es doch damals bei dem sogenannten »Schriftstellerprozess« in Kronstadt die unvorstellbaren stalinistischen Einschüchterungsstrafen für die Betroffenen: Andreas Birkner 25 Jahre, Wolf von Aichelburg 25 Jahre, Georg Scherg 20 Jahre, Hans Bergel 15 Jahre und Harald Sigmund 10 Jahre Gefängnis.

**E**inige der Verurteilten wurden zwar nach drei, andere nach vier Jahren »amnestiert«, Eginald Schlattner hingegen erhielt die beiden Jahre Haft, die er mit der Untersuchungshaft schon abgesessen hatte, wurde von der Universität, wo er Hydrologie studierte, relegiert und – de facto – bis heute nicht frei von jenem Urteil jenes schaurigen 50er-Jahre-Prozesses gegen Unschuldige. Ganz im Gegenteil, Schlattner blieb – meines Erachtens zu Unrecht – bis dato ein in gewissen Kreisen als »präparierter« und gebrochener Kronzeuge der Anklage ein Geächterter und Erniedrigter, der sich erst als Spätberufener seine Not und innere Verzweiflung von der beschwerten Seele schreiben konnte, in seinem großartigen Roman »Rote Handschuhe«, ein Buch, das zusammen mit seinem nächsten großen im angesehenen Zsolnay-Verlag erschienenen Roman-Würfen, »Der geköppte Hahn« und »Das Klavier im Nebel«, für unfassbare Aufmerksamkeit, ja geradezu für Furore in der deutschen literarischen Welt sorgten.

Die bedeutendsten Zeitungen des deutschen Sprachraums von der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« über die »Süddeutsche Zeitung«, von »Die ZEIT« bis hin zur »Neuen Züricher Zeitung«, vom »Standard« bis zur »Frankfurter Rundschau« zollten dem Autor und gefeierten Erzähler Eginald Schlattner höchsten Respekt in hervorragenden Buchkritiken und in beispielhaftem Lob für dessen literarische Leistungen, die sich fortsetzten in seinen neueren, im Pop Verlag Ludwigsburg erschienenen Werken »Wasserzeichen«, »Drachenköpfe«, »Schattenspiele toter Mädchen« sowie in dem fulminanten geisteswissenschaftlichen Interview-Buch »Gott weiß mich hier«, ein mit Universitätsprofessor Dr. Radu Carp geführtes Gespräch zu philosophisch-religiösen Themen des Seins, Daseins und über die Sprache als metaphysisches Vehikel, um schlussendlich weltanschauliche Fragen über deren Grenzen hinaus zu tragen.

In einer präzisen Beschreibung hat der siebenbürgische Schriftsteller Ingmar Brantsch (1940 – 2013) Schlattners Dilemma geschildert: »Obwohl bekanntlich im Stalinismus die Urteile in Schauprozessen von vornherein feststanden und in die Zeugen der Anklage das hineingefoltert wurde, was schon vorher beschlossene Sache war, tun sich hinter dieser unmenschlichen Bürokratie Abgründe von menschlichem Leid und Elend auf, die wahrscheinlich letztlich in ihrer Tiefendimension doch unbeschreibbar bleiben. Jedenfalls ist Schlattners Buch »Rote Handschuhe« ein mutiger Versuch, sich im Eingeständnis der eigenen Schwäche vom schrecklichen Schicksal des eigenen Lebens und dem der Landsleute nicht endgültig niederdrücken zu lassen, sondern sich ihm zu stellen. Als Pfarrer in Siebenbürgen, der sich vorgenommen hat, in den »Seelen zu sterben«, d.h. als Pfarrer zu wirken, bis allein der Tod ihm dies verwehren kann, leistet Eginald Schlattner zudem tätige Reue für seine schuldlos schuldige Einbeziehung

in den Terror des stalinistischen Totalitarismus, indem er als Gefangenenseelsorger, als Beauftragter der evangelischen Kirche Rumäniens für die Gefängnisseelsorge wirkt. Diese bezieht Eginald Schlattner aber nicht nur auf die deutschsprachigen Siebenbürger, sondern auch auf die rumänischen und ungarischen – denn, so Schlattner, Gott habe ihn, wenn auch auf Umwegen, »als Pfarrer in Siebenbürgen berufen, für alle, die ihn brauchen.«

»Wer ein  
Geheimnis hat,  
ist einsam.«

Im Zuge einer dringend notwendigen Entlastung des lebenslänglich Angeklagten möchte ich noch den aus dem rumänischen Banat stammenden Schriftstellerkollegen und begnadeten Lyriker Werner Söllner (1951-2019) in den Zeugenstand rufen. In der »Neuen Züricher Zeitung«, vom 12.04.2001, schreibt er nämlich über den Roman »Rote Handschuhe«. Für Söllner handelt es sich bei diesem Buch, »nicht nur um Belletristik, sondern ein hochbrisantes Dokument«. Das liege zum einen daran, dass der Protagonist, der nach Jahren der Folter in Securitate-Haft zum Verräter an mehreren Schriftstellern wird, identisch mit dem Autor ist, wie Söllner vermutet. Zum anderen erhalte dieses Buch nach Ansicht des Rezensenten seine Brisanz dadurch, dass Schlattner (nicht zuletzt durch die Verwendung leicht durchschaubarer Pseudonyme) ein präzises Porträt Rumäniens unter dem Diktator Ceausescu zeichnet – mit all der vorherrschenden Paranoia und der Bandbreite von »Opfern, Tätern, Mitläufern, Autoren, Redaktoren, Pressefunktionären«. Söllner rechnet es dem Autor hoch an, dass an keiner Stelle in »Rechtfertigungspathos« verfallend, um sich von eigener Schuld rein zu waschen. Zwar werde die eigene Haftzeit und Folter detailliert geschildert, doch missbrauche Schlattner seine »real erlebte Hölle nicht als mildernden Umstand für den Verrat«. Natürlich gehe es in dem Buch auch

um Schuld. Doch Söllner weiß es überaus zu schätzen, dass der Autor sich gnadenlos selbst den Prozess macht, »aufrechtstehend vor der strengen Instanz des eigenen Gewissens«.

Und in einer Rezensionsnotiz in der Hamburger Wochenzeitung »Die Zeit«, vom 16.03.2006, wird festgehalten, dass Eginald Schlattner in den Augen der Rezensentin Ursula März ein klassischer Chronist von der Art eines Erwin Strittmatters oder Walter Kempowskis sei, der die Kultur einer bestimmten Region, die Geschehnisse einer bestimmten Epoche mit archivarischem Fleiß aufschreibt, nachzeichnet. Aber Schlattner ist längst nicht so berühmt wie seine beiden Kollegen, und das liegt daran, meint März, dass Schlattner aus Siebenbürgen stammt, jener multikulturellen Region im heutigen Rumänien, wo auch viele Deutschstämmige lebten, einer aus Sicht der Rezensentin doch recht abgelegenen Gegend Europas.

**G**erade unter all diesen, in meiner Empfehlung hier aufgeblättern Aspekten wäre es endlich an der Zeit, dass dem in vielen Ländern geschätzten, ja verehrten Schriftsteller Eginald Schlattner kulturelle Gerechtigkeit widerfährt. Es ist zwar spät, aber doch noch nicht zu spät, den bedeutenden Erzähler Eginald Schlattner und sein Werk gebührend zu würdigen und die über seinen Seiten schwebende Verbannung aufzulösen im Lichte der Kultur, der Literatur und des europäisch-deutschen Geisteslebens, ganz

im Sinne Georg Dehios, von dem wir Maßgebliches gelernt haben: »Wir finden in der deutschen Kunst etwas, was keine fremde, auch die vollkommenste nicht, uns bieten kann: uns selbst.« Und genau davon zeugen auf vielfältigste Weise die Bücher des Siebenbürgers Eginald Norbert Schlattner. In seinem jüngsten Buch »Brunnentore«, pünktlich zur Leipziger Buchmesse 2023 im Pop Verlag Ludwigsburg erschienen, steigt Eginald noch einmal erzählerisch tief wie auch tiefsinnig in die Vergangenheit ein, um sein Jahrhundertpanorama der siebenbürgischen Lebenswelt und Landschaft mit Kindheitserinnerungen zu vollenden, wo sich sein Welt- und Menschenbild geformt hat. Von den Eltern und dem Bruder, dem »Grenztraktoren« Kurtfelix, über Dienstboten, Nachbarn, Gassenjungen bis zum angehimelten Mädchen erweckt er allerlei Gestalten, die sich detailfreudig beschrieben durch die Buchseiten bewegen und die letzte autofiktionale Lücke einer reichen Biographie schließen – ein vollendetes Leben akribisch in Buchstaben gegossen.

»Dass ich früh an den Tod dachte, an meinen Tod, ohne den Weg meines Bruders zur Frau Holle wählen zu wollen, hing mit einem Geheimnis zusammen, das mich der Welt entzog. Wer ein Geheimnis hat, ist einsam. Einsam sein heißt, Sehnsucht haben nach niemandem. Das ist der Tod«, sinniert der 89-Jährige auf Seite 131 seines 320 Seiten starken, biographisch geprägten Wälzers »Brunnentore«. Ein schweres, ein großes Buch. ■



Eginald Schlattner auf dem Temeswarer Domplatz, 2012 Bild: Horst Samson

# Zum 100. Geburtstag von Oskar Böse (1924–2016)

VON GÜNTER REICHERT

**Im Lebensweg von Oskar Böse spiegelt sich ein Jahrhundert mitteleuropäischer Geschichte wider. Sechs Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und dem Zusammenbruch der Habsburger Donaumonarchie wurde er in ein Staatensystem hineingeboren, das einerseits vielen Völkern im Namen des Selbstbestimmungsrechts das Leben in einem eigenen Staat ermöglicht und andererseits viele Volksgruppen und Minderheiten unter Verletzung ihres Selbstbestimmungsrechts in neue Mehrvölkerstaaten hineingezwungen hatte.**

Oskar Böse wurde im Jahr 1924 im nordböhmisches Seifersdorf in der damaligen Tschechoslowakischen Republik geboren. In diesem Staat lebten zu diesem Zeitpunkt etwa 13,6 Millionen Menschen, darunter etwa 3,2 Millionen – also ein knappes Viertel – Deutsche. Seifersdorf selbst zählte damals 922 Einwohner, darunter 920 Deutsche. In der großen Bezirksstadt Reichenberg, dem heutigen Liberec, die Oskar Böse nach dem Umzug seiner Familie als seine Heimatstadt empfunden hat, waren von ca. 35.000 Einwohnern etwa 33.000 Deutsche und etwa 2.000 Tschechen. Konflikte zwischen dieser deutschen Bevölkerungsgruppe in einem nahezu rein deutschen Siedlungsgebiet und dem tschechoslowakischen Staat waren damit vorprogrammiert. Auch wenn es aus heutiger Sicht und in Kenntnis aller späteren Entwicklungen kaum mehr nachvollziehbar ist, kann mit Sicherheit davon ausgegangen werden, dass der 14-jährige Oskar Böse im Oktober 1938 gemeinsam mit seinen Eltern in Reichenberg an der Straße stand, um nach dem Münchener Abkommen der Übergabe seiner Heimat an das Deutsche Reich und den einrückenden Soldaten der Wehrmacht zuzujubeln.

Auf das Abitur in Reichenberg und den anschließenden Einsatz im Reichsarbeitsdienst folgte die Einberufung zur Wehrmacht als stolzes Mitglied der 1. Gebirgsjäger-Division, die in dieser Phase vornehmlich in schwere Auseinandersetzungen auf dem Balkan und in die Bekämpfung von Partisanen verwickelt war.

Als er zum Kriegsende 1945 als Leutnant nach Hause entlassen wurde und danach ein Jahr Gefangenschaft im berüchtigten Gefängnis Prag-Motol hinter sich gebracht

hatte, war Oskar Böse Zeuge der zunächst wilden Aktionen verschiedener tschechischer Gruppierungen zur Vertreibung der deutschen Bevölkerung in Reichenberg und machte sich auf den Weg nach Berchtesgaden in Bayern, wo seine Eltern nach dem Rausschmiss aus ihrem Heimathaus eine Zuflucht gefunden hatten.

Diese gravierenden Einschnitte in der Geschichte Mitteleuropas innerhalb von nur eineinhalb Jahrzehnten haben Oskar Böse entscheidend geprägt. In seinem letzten Interview, das er für eine im Juni 2015 ausgestrahlte Sendung in ARD alpha gegeben hat, lautete deshalb seine zentrale Botschaft: Niemals mehr Diktatur, niemals mehr Krieg, niemals mehr Vertreibung. Diese drei Mahnungen waren die Richtwerte für sein gesamtes berufliches und sein umfassendes ehrenamtliches Wirken nach dem Neuanfang im Jahr 1946 mit den positiven Aufgabenstellungen: Stabilisierung der Demokratie, Sicherung des Friedens durch die Entwicklung stabiler Modelle für das Zusammenleben von Völkern und Volksgruppen in multiethnisch besiedelten Räumen, Verbot jeglicher Vertreibungen, Bewahrung des politisch-historischen sowie kulturellen Erbes heimatvertriebener – vor allem natürlich seiner sudetendeutschen – Volksgruppen sowie der Aufbau eines neuen Vertrauensverhältnisses und einer belastbaren Partnerschaft zwischen den Völkern Ostmitteleuropas und den aus diesen Regionen stammenden deutschen Heimatvertriebenen.

Nach ersten Berufsjahren im Hotel- und Gastgewerbe in Berchtesgaden folgten verschiedene Stationen im Jugendbildungsbereich, in denen er seine Visionen einbringen konnte, darunter vor allem der Aufbau und die Leitung der Bildungsstätte »Heiligenhof« in Bad Kissingen, der »sudetendeutschen Heimstätte europäischer Jugend« – wie Oskar Böse sie benannte, mit Gültigkeit bis heute. Dieser für seine Volksgruppe überaus wichtigen Bildungs- und Begegnungsstätte mit der angeschlossenen Akademie Mitteleuropa fühlte er sich bis zu seinem Tod eng verbunden. Es schlossen sich Tätigkeiten als hauptamtlicher Jugendreferent beim Bundesverband der Sudetendeutschen Landsmannschaft und als Geschäftsführer des vom Freistaat Bayern eingerichteten Hauptausschusses für Ausgewiesene und Flüchtlinge in München an. Seine größte berufliche Erfüllung und Wirkungsmöglichkeit fand Oskar Böse schließlich als Geschäftsführer und Direktor der vom Land Nordrhein-Westfalen eingerichteten Stiftung »Haus des Deutschen Ostens« – der heutigen Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus – in Düsseldorf über 20 Jahre hinweg bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand im Jahr 1988. Ist dieser berufliche Werdegang von Oskar Böse noch überschaubar, wird die Aufzählung seiner wichtigsten ehrenamtlichen Engagements zur Herausforderung. Aber sie gehört zum Profil dieser Persönlichkeit:

**N**iemals mehr Diktatur, niemals mehr Krieg, niemals mehr Vertreibung.

Heiligenhof in Bad Kissingen 1952 Bild: Wikipedia



**M**itbegründer und späterer Bundesvorsitzender der Sudetendeutschen Jugend und Betreiber ihrer Integration in die Deutschen Jugend des Ostens (heute: Deutsche Jugend in Europa), deren Bundesvorsitzender er etwa 15 Jahre war. Über vier Jahrzehnte hinweg Mitglied des Bundesvorstands der Sudetendeutschen Landsmannschaft, davon 15 Jahre als Stellvertretender Bundesvorsitzender und 25 Jahre als Bundeskulturreferent. Heimatkreisbetreuer des Heimatkreises Reichenberg, für dessen Düsseldorfer Gruppe er bis ins hohe Alter Fahrten in seine Heimatstadt mit einem anspruchsvollen Programm organisierte. Gründungsmitglied des Sudetendeutschen Sozialwerks, des Eigentümers der damaligen Jugendbildungsstätte »Der Heiligenhof« in Bad Kissingen. 25 Jahre Mitglied und Stellvertretender Vorsitzender des Vorstands der vom Freistaat Bayern eingerichteten Sudetendeutschen Stiftung. 40 Jahre Mitglied des Sudetendeutschen Rates, eines von den Fraktionen des Deutschen Bundestages und der Sudetendeutschen Landsmannschaft paritätisch besetzten Gremiums, davon 14 Jahre als dessen Generalsekretär. Knapp 60 Jahre Mitglied der Bundesversammlung der Sudetendeutschen Landsmannschaft und langjähriger Vorsitzender ihres Kulturausschusses. Mitglied der Gründungsversammlung und langjähriges Präsidiumsmitglied des Bundes der Vertriebenen. Im Kulturbereich Mitbegründer des Bogen-Verlags und des Marburger Kreises, einer Gemeinschaft von Schriftstellern aus den Vertreibungsgebieten mit regelmäßigen Treffen am Heiligenhof, langjähriges Mitglied im Vorstand – zuletzt Stellvertretender Vorsitzender – des Adalbert Stifter Vereins sowie Mitglied des Stiftungsrats des Ostdeutschen Kulturrats (später: Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa). Mitglied des Programmbeirats und des Schulfernsehbeirats beim Westdeutschen Rundfunk in Köln. Präsident der Jugendkommission und später Vizepräsident der Föderalistischen Union europäischer Volksgruppen sowie Mitglied der Forschungsgesellschaft für das Weltflüchtlingsproblem. Nach seinem Einzug in das Wohnstift Haus Lörick in Düsseldorf acht Jahre Vorsitzender von dessen Bewohnerbeirat.

Bei einem derartig umfassenden und vielgliedrigen ehrenamtlichen Einsatz bleiben auch die Auszeichnungen nicht aus. Unter anderem erhielt Oskar Böse die Ehrenurkunde des Heimatkreises Reichenberg, den Ehrenbrief der Sudetendeutschen Landsmannschaft und den Großen Sudetendeutschen Kulturpreis sowie den Bayerische Verdienstorden, »der als Zeichen ehrender und dankbarer Anerkennung für hervorragende Verdienste um den Freistaat Bayern«, also um das Schirmland der sudetendeutschen Volksgruppe, verliehen wird. Die Gesamtzahl der lebenden Ordensträger ist hier auf 2000 begrenzt. Außerdem wurde ihm das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen.

Was waren die besonderen Wesenszüge von Oskar Böse, die ihn zu einem derartig umfassenden Engagement prädestinierten? Allem voran sein ungemein kreativer Geist. Er war ständig

auf der Suche nach neuen Ideen, wie seine grundsätzlichen Ziele umgesetzt werden können. Diese schöpferische Unruhe war allerdings auch mit der Bedrückung verbunden, dass ihm nicht die Kraft oder die materiellen wie personellen Ressourcen zur Verfügung standen, um alle seine Vorstellungen Realität werden zu lassen. Er blieb in seinem Denken und Wirken nicht gefangen in einem engen – etwa rein sudetendeutschen – Raum. Ihm ging es immer darum, mit seinem geschichtlichen und politischen Erfahrungshintergrund Brücken zu schlagen in andere deutsche gesellschaftliche Kreise, zu anderen Volksgruppen und Minderheiten in Europa, seien sie heimatverblieben oder ebenfalls heimatvertrieben, sowie zu den Völkern im östlichen Mitteleuropa mit dem Ziel des Aufbaus einer neuen Partnerschaft.

Am 06. April 2016 ist Oskar Böse in Düsseldorf verstorben. ■

### Anmerkung der Redaktion

Als Oskar »Ossi« Böse im Februar 1967 Direktor der Stiftung Haus des Deutschen Ostens wurde, übernahm er ein modernes Haus, das damals gerade einmal vier Jahre existierte. Angesiedelt war es im Herzen der Landeshauptstadt Düsseldorf und gegründet wurde es als Stiftung des Bundeslandes, das damals mit rund 2,4 Millionen Menschen so viele Vertriebene und Flüchtlinge aus den historischen deutschen Ost- und Siedlungsgebieten aufgenommen hatte wie kein anderes Bundesland der Bundesrepublik Deutschland. Ein Traumjob für jemanden, der die Sorgen und Nöte, aber auch die große kulturelle Tradition dieser Menschengruppe genau kannte? Ja und nein. Denn das Haus, so modern es damals auch war, befand sich in einer schwierigen Situation. Erst 1963 eröffnet, hatte es bereits drei Direktoren gehabt. Der erste, Ernst Birke, war schon nach zwei Jahren wieder an die Universität zurückgekehrt. Birkes Nachfolger, Konrad Kuschel, starb völlig unerwartet wenige Wochen nach seinem Amtsantritt. Das Ruder übernahm – der Not des führungslosen Hauses und seinem Pflichtgefühl folgend – Otto Heike. Das konnte und sollte nur eine Übergangsregelung sein, denn so sachkundig und erfahren der aus Lodz/Łódź stammende Heike auch war – er kehrte als 65-jähriger Regierungsdirektor a. D. nur aus dem Ruhestand zurück, um als Interimsleiter eine dauerhaftere Lösung zu ermöglichen.

Es war also eigentlich erst Oskar Böse, der dem Düsseldorfer Haus des Deutschen Ostens (HDO) Richtung und Kontinuität gab. Er hat aus ihm eine Bildungseinrichtung auf beeindruckendem Niveau, eine Kulturstätte mit großer Vielfalt und hohem Rang gemacht. In mehr als zwei Jahrzehnten bis zu seiner Verabschiedung in den Ruhestand 1988 hat Oskar Böse dem Haus seinen Stempel nachhaltig

aufgedrückt. Bei aller süddeutschen »Leben-und-leben-lassen«-Gelassenheit hat er es, wo nötig, nie an Energie und Entschiedenheit fehlen lassen. Und den Blick für das Praktische hat er ebenfalls nicht verloren: Die ambitionierten Architekten hatten dem modernen Haus, das in den 1960er-Jahren durchaus einen gewissen Chic ausstrahlte und für viele es gleichzeitig nutzende Menschen konzipiert war, einen Mangel mitgegeben: Es fehlte an einer ausreichenden Anzahl von Toiletten. Oskar Böse war es, der dieses wahrhaft dringliche Defizit durch einen entsprechenden Erweiterungsbau beseitigte. Und nur wer nicht die ganz realen Erfordernisse des praktischen Betriebes in einem derartigen Haus kennt, kann zu der irrigen Auffassung gelangen, dergleichen sei banal.

Oskar Böse hat nicht nur dafür gesorgt, dass das Haus »funktionierte«, er hat es auch im wahrsten Sinne des Wortes zum Klingen gebracht. Die Entstehung und Anbringung des Glockenspiels an der Außenfassade war eines der Projekte in seiner späten Amtszeit. Seit dem Sommer 1985 kündigt es unüberhörbar zweimal täglich von der andauernden Gegenwart des ostdeutschen Kulturerbes mitten in Düsseldorf, tief im Westen. Jeder Glockenschlag erinnert auch an Oskar Böse.



(v.l.n.r.): Architekt Hans Gruber, Dr. Alois Raab, Dr. Metzner, Oskar Böse

# Walther Hermann Nernst: Ein Pionier der Physikalischen Chemie

VON CATHRIN MÜLLER

**Wer im südlichen Teil von Düsseldorf-Wersten wohnt oder so wie ich aufgewachsen ist, kennt die Otto-Hahn-Straße, den Marie-Curie-Weg, die Max-Born- oder die Lise-Meitner-Straße. Wer die Namensgeber waren, darüber habe ich mir damals keine Gedanken gemacht. So war der Nernstweg für mich immer eine Straße, die auf dem Weg zur Grundschule lag. Später lernte ich, dass fast alle Namensgeber der Straßen in diesem Teil von Wersten Wissenschaftler waren.**

**D**och warum ist der Nernstweg jetzt in den Fokus einiger Düsseldorferinnen und Düsseldorfer gerückt? Grund dafür ist eine Expertengruppe, die im Frühjahr 2018 im Auftrag des Kulturausschusses der Landeshauptstadt Düsseldorf damit begonnen hat, Düsseldorfer Straßennamen, soweit sie nach Persönlichkeiten oder historischen Ereignissen benannt sind, zu überprüfen. Es sollte geprüft werden, ob und ggf. welche Namen und Bezeichnungen aus heutiger Sicht nicht mehr tragfähig und daher Umbenennungen erforderlich sind. Untersucht wurden nur Personen, die nach 1870 gestorben sind. Ende Januar 2020 legte die Expertenkommission das Ergebnis ihrer intensiven Recherchen und Diskussionen vor. Es wurden 12 Umbenennungen in knapp 100 Fällen vorgeschlagen.

Eine Reihe der überprüften Straßennamen, deren Namensgeber auch aus heutiger Sicht dauerhaft erinnerungswürdig erscheinen, wurden beibehalten. Diese Namen beziehen sich auf Persönlichkeiten, die durch ihr Leben und Wirken Bezüge zum historischen deutschen Osten aufweisen. Dazu gehört Walther Hermann Nernst, nach dem der Nernstweg seit dem 16. Januar 1934 benannt ist.

**N**ernst wurde am 25. Juni 1864 in Briesen (Westpreußen) als drittes von fünf Kindern geboren. Zur Schule ging Nernst in Graudenz an der Weichsel. Nach dem Abitur in Graudenz als Jahrgangsbester und einer hervorragenden Abschlussrede in lateinischer Sprache startete Nernst seine wissenschaftliche Laufbahn ab April 1883. Er studierte Physik, Chemie und Mathematik in Zürich, Berlin, Graz und Würzburg. Am 10. Mai 1887 promovierte er mit summa cum laude beim Physiker Prof. Dr. Friedrich Kohlrausch in Würzburg und habilitierte am 23. Oktober 1889

Bechstein-Siemens-Nernst-Flügel mit elektrisch erzeugten Tönen

Bild: Deutsches Museum, Konrad Rainer



mit seiner Arbeit über »**Die elektromotorische Wirksamkeit der Ionen**« in Leipzig. Das Hauptergebnis dieser Forschungsarbeit ist in der Elektrochemie als »Nernst Gleichung« bekannt.

## Forschung und wissenschaftliche Erfolge

**N**ernst gilt nicht nur als Mitbegründer der physikalischen Chemie, sondern sein wissenschaftliches Erbe erstreckt sich über eine Vielzahl von Disziplinen, von der Chemie bis zur Physik und Ingenieurwissenschaften. Seine Arbeiten haben nicht nur das theoretische Fundament vieler chemischer Prozesse gelegt, sondern auch zu praktischen Anwendungen in der Industrie und Technologie geführt.

Eine seiner bedeutendsten Erfindungen war die sogenannte Nernst-Lampe. Neben Kerzen- und Petroleumlampen gab es schon Glühlampenlicht, sogenannte Kohlefadenlampen. Im Gegensatz dazu basierte die Nernst-Lampe auf einem keramischen Glühkörper aus Zirkoniumdioxid. Das hatte den Vorteil, dass es viel heller und weißer leuchtete als die Kohlefadenglühlampen. Nernst meldete seine Glühlampe 1897 zum Patent an. Zwei Jahre später verkaufte er sie für eine Million Goldmark an die AEG, die damit 1900 die Weltausstellung in Paris beleuchtete. Obwohl die Nernst-Glühlampe bereits 1918 durch die Einführung der Glühlampe mit Wolframfaden verdrängt wurde, war sie ein wichtiger Schritt in der Entwicklung der elektrischen Beleuchtung und trug zur Weiterentwicklung von Lichtquellen und Materialien bei.

Eine für Nernst als Chemiker und Physiker sehr überraschende Erfindung war die des ersten elektrischen Klaviers. Der Neo-Bechstein-Flügel oder auch Bechstein-Siemens-Nernst-Flügel. Der Flügel wurde Anfang der 1930er-Jahre am Physikalischen Institut der Humboldt-Universität

zu Berlin unter der Leitung von Nernst entwickelt. Beteiligt waren die Firmen Bechstein (Mechanik) und Siemens/Telefunken (Elektronik). Die Töne des Flügels werden elektrisch erzeugt und können so lange gehalten werden, wie durch Tastendruck elektrische Energie zugeführt wird. Trotz des günstigen Preises konnte sich der Flügel nicht durchsetzen, gilt aber bis heute als erstes elektrisches Klavier.

Neben diesen beiden herausragenden Erfindungen hat Nernst eine Reihe von Forschungsarbeiten veröffentlicht, die bis heute in Wissenschaft und Technik angewandte Verfahren geprägt haben. Einige sollen hier nur aufgezählt und kurz erläutert werden, da sie kaum allgemein verständlich dargestellt werden können. Einer dieser Meilensteine war die Formulierung des »Nernstschen Verteilungsgesetz« 1891. Es erklärt, vereinfacht dargestellt, wie sich ein Stoff zwischen zwei Flüssigkeiten aufteilt, die sich nicht miteinander vermischen, wie Öl und Wasser. Bis heute findet es Anwendung in Bereichen der analytischen Chemie und der Pharmakologie.

**N**ernsts Arbeiten in der Elektrochemie führten 1899 auch zur Entwicklung der »Nernst-Gleichung«, die uns hilft zu verstehen, wie sich die Spannung einer Batterie oder einer anderen elektrochemischen Zelle ändert, wenn sich die Konzentration der beteiligten Stoffe ändert. Zum Beispiel, warum eine Batterie schwächer wird, wenn sie sich entlädt. Die Gleichung wird in vielen Bereichen der Chemie und Biochemie verwendet.

Das »Nernst-Theorem«, auch bekannt als dritter Hauptsatz der Thermodynamik, ist eine der bedeutendsten wissenschaftlichen Leistungen von Nernst. Diese Entdeckung hatte weitreichende Auswirkungen auf die thermodynamische Forschung und führte zur Entwicklung neuer Technologien wie der Kältemaschine. Auch Nernst hatte Schwierigkeiten, seine Entdeckung der Öffentlichkeit zu erklären. Das »Nernst-Theorem« besagt einfach ausgedrückt, dass ein absoluter Nullpunkt der Temperatur unerreichbar ist. Er stellte seine

Theorie erstmals 1905 in einer seiner Vorlesungen an der Berliner Universität vor. Am 23. Dezember 1905 stellte er sie offiziell der »Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen« vor und erhielt 1920 für seine Arbeiten auf dem Gebiet der Thermochemie den Nobelpreis für Chemie.



Nernst-Lampe

## Nernst und der Militarismus

In diesem Abschnitt soll näher erläutert werden, warum der Nernstweg in die Liste der kritisch zu prüfenden Straßennamen aufgenommen und schließlich in die Kategorie C (historisch minderbelastet) eingestuft wurde.

## Erster Weltkrieg

**W**alther Hermann Nernst war zu Beginn des Ersten Weltkriegs ein weltberühmter Physiker und Chemiker auf dem Höhepunkt seiner Karriere. Wie viele andere ließ er sich von der allgemeinen Kriegsbegeisterung anstecken und meldete sich am 11. August 1914 im Alter von 50 Jahren freiwillig zum Kriegsdienst im »Kaiserlichen Freiwilligen Automobilcorps«. Er transportierte unter anderem Dokumente an die Westfront. Während seines Dienstes von Ende August bis Mitte Oktober 1914 erlebte er den Vormarsch der deutschen Truppen auf Paris, aber auch deren Rückzug nach der Schlacht an der Marne.

Mit fortschreitender Kriegsdauer setzte die Oberste Heeresleitung ihre Hoffnungen auf neuartige Kampfstoffe. Hierfür wurde neben anderen Chemikern wie Carl Duisberg auch Nernst gewonnen. Nernst widmete sich fortan der Entwicklung chemischer Artilleriegeschosse und der Erprobung von Reiz- und Lungenkampfstoffen. Für seine Verdienste um die Kriegsforschung erhielt Nernst am 21. Juni 1915 das Eiserne Kreuz I. Klasse. Nernst erkannte früh, dass ein deutscher Sieg sehr unwahrscheinlich war und setzte sich trotz seines wissenschaftlichen Engagements während des Krieges unermüdlich für Friedensverhandlungen mit den Entente-Staaten ein. Damit wollte er eine endgültige Niederlage des Deutschen Reiches verhindern.

Trotz aller Friedensbemühungen wurde Nernst nach dem Ende des Ersten Weltkrieges von den Siegermächten auf die Liste der Kriegsverbrecher gesetzt. Nach seiner Flucht in die Schweiz und den sich mehrenden Anzeichen, dass die Siegermächte nach Inkrafttreten des Friedensvertrages kein Interesse mehr an der Auslieferung von Wissenschaftlern hatten, kehrte Nernst Ende 1919 nach Deutschland zurück.

## Zwischenkriegszeit und Zweiter Weltkrieg

**O**bwohl Nernst keine aktive Rolle in der Politik spielte, war er dennoch Teil der wissenschaftlichen Gemeinschaft im Deutschland der Zwischenkriegszeit. Dies hatte zwangsläufig Auswirkungen auf sein Leben und seine Arbeit. In den 1920er- und 1930er-Jahren, als der Nationalsozialismus in Deutschland an Einfluss gewann, unterstützte Nernst zunächst die Ideen der Bewegung, vor allem wegen ihres patriotischen und nationalen Charakters. Er sah in den Nazis die Chance, Deutschland aus der politischen Instabilität und wirtschaftlichen Krise nach dem Ersten Weltkrieg herauszuführen.

Nernsts anfängliche Sympathie für den Nationalsozialismus änderte sich jedoch bald, als er die zunehmende Unterdrückung von Intellektuellen, Juden und politischen Gegnern des Regimes beobachtete. Zahlreiche Wissenschaftlerinnen

Nernstweg in Düsseldorf-Wersten Bild: Cathrin Müller



und Wissenschaftler jüdischer Herkunft und ihre Leistungen wurden in der Öffentlichkeit diffamiert. Nernst trat öffentlich und privat als vehementer Verteidiger seiner langjährigen jüdischen Freunde wie Albert Einstein oder Walther Rathenau auf. Generell stand er dem Dritten Reich ablehnend gegenüber, was ihm selbst schwere Nachteile wie den Ausschluss aus dem Senat der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft einbrachte. Als er auf der Grundlage des Berufsbeamtengesetzes vom 7. April 1933 seine jüdischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter am Physikalischen Institut entlassen musste, ging er aus Protest in den Ruhestand. Am 1. Oktober 1933 wurde Nernst im Alter von 69 Jahren emeritiert und zog auf sein Gut Zibelle im damaligen Schlesien, das er 1920 erworben hatte. Dort lebte Nernst seine Vorliebe für die Karpfenzucht und die Jagd aus. Trotz seiner Distanz zum NS-Regime stellte er sich ein Jahr vor seinem Tod noch einmal für militärische Aufgaben zur Verfügung. Er sollte den Torpedoantrieb der Marine verbessern. Dieser basierte bisher auf Pressluft; Nernst wollte stattdessen Treibsätze verwenden, die er im Ersten Weltkrieg für Minenwerfer entwickelt hatte. Diese Forschungen scheiterten jedoch an den unzureichenden Arbeitsbedingungen und an seinem Tod am 18. November 1941.

## Walther Hermann Nernst – historisch minderbelastet

**Z**usammenfassend lässt sich sagen, dass Walther Hermann Nernst ein bedeutender Wissenschaftler war, dessen Arbeiten die Physikalische Chemie nachhaltig beeinflusst haben. Trotz seiner früheren Zusammenarbeit mit dem Militär im Ersten Weltkrieg zeigte er eine deutliche Abneigung gegen den Nationalsozialismus. Diese Abneigung manifestierte sich in seiner Distanzierung von der nationalsozialistischen Politik und in seinem Eintreten für die Integrität und Unabhängigkeit der Wissenschaft. Daher ist seine Einstufung als historisch unbelastet und damit die Beibehaltung seines Straßennamens gerechtfertigt. ■

»...bis ins dritte und vierte Glied« (2. Mose 20,5)

# Der Zweite Weltkrieg und seine seelischen Spätfolgen

VON DORIS TASCHNER

**Als Kind hatte ich einen Albtraum, der regelmäßig wiederkehrte. Ich träumte, dass der Fuß eines Riesen sich dem Wohnblock, in dem wir damals lebten, immer mehr näherte. Der Riese wollte den Wohnblock und uns alle darin einfach zertrampeln. Ich hatte furchtbare Angst. Ich wusste nicht wohin. Der Riese, sein riesiger Fuß, kam immer näher und näher ... Weinend und mit großem Herzklopfen wachte ich viele Nächte auf.**

**E**rst sehr viel später, im Rahmen einer psychotherapeutischen Weiterbildung zur Gruppenanalytikerin, in der Selbsterfahrung, lernte ich diesen Traum einzuordnen: Er war Spätfolge eines unverarbeiteten traumatischen Kriegserbes meiner Eltern. Meine Eltern sind dem »Riesen« begegnet. Beide in Ostpreußen geboren, erlebten als Kinder Ende des Zweiten Weltkriegs den plötzlichen Aufbruch aus dem Vertrauten, die Flucht, Tieffliegerangriffe und Bombardierungen. Sie sahen nahe und fremde Menschen auf furchtbare Weise sterben. Die Großeltern meines Vaters mussten auf der Flucht verletzt zurückgelassen werden. Man hat nie wieder von ihnen gehört. Meine Eltern haben das Leben in Lagern und Zimmern auf engstem Raum kennengelernt. Sie wissen, was es bedeutet, vom Wohlwollen fremder Menschen völlig abhängig zu sein. Sie kennen Vorurteile und haben gelernt zu überleben und sich anzupassen, seit den 1950er-Jahren im fremden Rheinland, das für sie zwar ein Zuhause, aber niemals zur Heimat wurde. Wie die vielen in unserem Land, die Ähnliches erleiden mussten, haben sie dennoch ihr Leben gut gemeistert. Sie sind sehr soziale, gesellige und familienbewusste Menschen. Sie wissen, wie wichtig ein gesellschaftlicher Zusammenhalt und die Solidarität mit Schwächeren ist. Egoismus und Vorteilsnahme ist ihnen fremd. Sie feiern gerne und nehmen rege Anteil am Leben Anderer. Und dennoch tragen sie wie so viele Kriegskinder verborgene seelische Wunden in sich, die im Alter wieder stärker aufbrechen und sich auch bei ihren Kindern und Kindeskindern zeigen. Nur, dass die zweite oder dritte Generation oftmals leidet, ohne zu wissen warum. Heute ist es wissenschaftlich erforscht und belegt, dass unverarbeitete Traumata und Erlebnisse auch noch in den nächsten Generationen weiter wirken. So mancher Alptraum, so manche Angststörung, Depression, nächtliche Schlaflo-

sigkeit oder Schwierigkeit eine tiefere Bindung einzugehen, haben in der Kriegskindheit der Eltern oder gar der Großeltern ihre Wurzel. Die stete Traurigkeit als Lebensgrundton, eine lähmende Angst vor Streit, Aggression und Konflikten, die Unfähigkeit zur Ruhe zu kommen oder das Lebensgefühl, nirgendwo richtig anzukommen und heimisch zu werden, werden auf einmal verstehbar. Gewisse Eigenarten, mit denen man sich selbst und andere manchmal nervt (Warum packt sie vor einer Reise immer stundenlang ihren Koffer und nimmt am Ende viel mehr mit als sie braucht? Warum kann er einfach nichts wegwerfen und sich mal trennen? Warum blockt sie alles, was mit dem Thema Alter, Krankheit und Sterben zu tun hat?) können nun eingeordnet werden. Doch für die Erlebnisgeneration ist das Leid ihrer Nachfahren nur schwer nachzuvollziehen. »Euch geht es doch gut. Was stellt ihr Euch so an? Wenn ihr das mitgemacht hättet, was wir erlebt haben!« Diesen Satz kennen wohl viele Kinder von Kriegskindern nur allzu gut. Sie lernen, ihre Bedürfnisse und Sorgen nicht so ernst zu nehmen und zurückzustellen. Das, was sie bedrückt, ist nicht der Rede wert. Das sind doch nur »Problemchen« im Vergleich zu dem, was die eigenen Eltern durchmachen mussten. Ihnen, der älteren Generation gilt all ihre Sorge und Rücksicht. Manchmal verdrehen sich nun die Verhältnisse. Nicht die Eltern sind für die Kinder da, sondern die Kinder kümmern sich um die Eltern. In der Psychologie nennt man solch einen Rollentausch Parentifizierung.

**D**och auch positive Ressourcen und Prägungen lassen sich in der Auseinandersetzung mit der Kriegsvergangenheit der eigenen Vorfahren entdecken. So bewirken (auch die intergenerativ) erfahrene Traumata oft eine besondere Empathie und Einfühlung in andere Menschen. Die Psyche will sich so besser vor Übergriffen Anderer schützen. Gleichzeitig entwickelt sie aber damit auch eine wertvolle Gabe, die dazu führt, dass Kriegsbetroffene und ihre Kinder- und Kindeskindern sich oft in helfenden und sozialen Berufen oder Ehrenämtern engagieren. Manch eine oder einer erlebt sich in Krisen- und Paniksituationen als besonders überlebenstüchtig und zupackend. Viele ehemalige Kriegskinder und ihre Nachfahren sind politisch wache, sozial und für den Frieden engagierte und für die Integration Fremder und die



Das Schmalblättrige Weidenröschen (*Epilobium angustifolium*) wird auch »Trümmerblume« genannt, weil es die erste Pflanze ist, die auf den Ruinen der Kriegszerstörungen wächst. Bild: Tomas Tarvainis

Inklusion Benachteiligter streitbare Bürgerinnen und Bürger. Bei so manch starrer und ideologischer Haltung kann die Beschäftigung mit der eigenen familiären Biografie ebenfalls wichtigen Aufschluss bieten. Insbesondere dann, wenn diese schuldhaft Aspekte in sich birgt. Warum hat der eigene Vater oder Großvater nie etwas von seiner Zeit als Soldat im Krieg erzählt? Die kommenden Generationen wollten verstehen, aber bekamen oft keine Antwort. Sie wurden schließlich ungeduldig, voller Vorwürfe, oftmals brach die Kommunikation zwischen den Generationen dann völlig ab. Erst in den letzten Jahrzehnten, mit einem stärkeren Bewusstsein um psychische Traumafolgestörungen, ist verständlich geworden, dass der eigene Vater oder Großvater vielleicht nichts erzählt hat, weil er es nicht wollte, sondern weil er es schlichtweg nicht konnte. Das, was Soldaten im Krieg erfahren, egal auf welcher Seite, ist in der Regel ein furchtbar bedrohliches und traumatisches Erleben, das sich über längere Zeit vollzieht. Die Psyche schützt sich und ihr Überleben mit Abspaltung und Fragmentierung. Den Betroffenen ist oftmals dann auch später noch der psychische Zugang zu einem Erzählen versperrt. Ihnen fehlen die Worte für das Unsägliche und ihr Schweigen schützt sie vor seelischer Überschwemmung. Vielleicht möchte ihre Psyche in der Abspaltung auch an einem Selbst- und Fremdbild festhalten, dass der Krieg zerstörte. In der Kriegssituation gelten andere Normen als in Friedenszeiten. Mancher junge Mann und Soldat musste regelrecht lernen zu töten. Nur in der Veteranen-Gruppe mit gleichem Erlebenshintergrund, unter Kameraden, konnte man sich zeigen und frei erzählen.

» Das Vergangene ist nicht tot, es ist noch nicht einmal vergangen.«  
William Faulkner

Viele Kriegsbetroffene, egal ob auf der Täter- oder Opferseite – erzählen auch, ohne wirklich zu erzählen. Die Abspaltung des Traumatischen und Nichtbewältigten führt dazu, dass beim Erzählen die eigenen Gefühle völlig außen vor bleiben. In einer Selbsterfahrungsgruppe von Kriegs- und Nachkriegskindern, die ich vor einigen Jahren im Gerhart-Hauptmann-Haus leitete, war besonders in der Anfangszeit immer wieder zu erleben, dass schrecklichste Ereignisse erzählt wurden, als wären sie die normalsten der

Welt: ohne Tränen, ohne Gefühl, ohne Punkt und Komma und die Möglichkeit für andere, den Erzähllauf zu unterbrechen. Die Gefühlreaktionen der anderen sollten den eigenen seelischen Schutzraum nicht durchbrechen können und dazwischenkommen. Ein Erzählen ohne wirklich zu erzählen macht aber das Zuhören sehr schwer und ist anstrengend. Das erklärt, warum viele Ältere sich immer wieder beklagten und beklagen, dass keiner sich für ihre Geschichten interessiere. Wirkliches Erzählen braucht einen guten, verständnisvollen und geschützten Gesprächsraum für beide Seiten. Ebenso wichtig kann aber auch eine Akzeptanz der späteren Generationen sein, dass es auch ein Recht auf Nichterzählen geben darf, insbesondere wenn es sich um traumatische Ereignisse handelt.

Bettina Alberti hat in ihrem lesenswerten Buch über die Kriegsenkel gesagt: »Unsere Eltern haben die wirklichen Trümmer weggeräumt, wir räumen nun die seelischen Trümmer weg.« Sich dieser Aufräumarbeit zu stellen, kann sehr wertvoll und befreiend sein. Sie ist herausfordernd. Sie hat auch ihre Grenzen. Sie bedarf auch manchmal der professionellen Hilfe. Und aus ihr kann eine besondere politische und gesellschaftliche Haltung wachsen. Als Tochter von Eltern, die Kriegskinder waren, ist es mir zu einem großen Anliegen geworden, in Fortbildungen und Vorträgen und in von mir geleiteten Gesprächsgruppen, für das besondere seelische Erbe des Krieges zu sensibilisieren. Ich tue dies als Krankenhausseelsorgerin, als ausgebildete Gruppenanalytikerin, die besonders um das Unbewusste im sozialen Miteinander weiß, als Christin, aber auch als Bürgerin meines Landes.

Täglich sind wir nun wieder in diesen Tagen in unseren Medien mit furchtbaren Bildern von Kriegstrümmern konfrontiert – und das nicht nur in der Ukraine, in Israel und im Gazastreifen. Viele Menschen, die in unserem Land Zuflucht suchen, tragen ebensolche Bilder und seelische Verwundungen des Krieges und des Terrors aus ihrer Heimat in sich. Sie rühren etwas in uns an. Sie rufen eigene Erinnerungen und Prägungen wach. Sie erinnern uns, wie verletzbar



und angreifbar unser Leben ist und dass wir von einem Tag auf dem anderen alles verlieren können außer unser eigenes nacktes Leben. Sie machen deutlich, dass es keine letzte Sicherheit gibt, auch nicht in einem privilegierten Land wie dem unserem.

**M**eine Eltern und Großeltern hatten nie damit gerechnet, dass sie eines Tages zu Kriegsflüchtlingen werden würden und dass ihre Heimat auf immer verloren sein würde. Könnte es sein, dass diejenigen, die Flüchtlinge ausgrenzen und weit weg aus ihrem Leben und unserem Land haben wollen, diese zum Sündenbock einer Realität machen, die nur sehr schwer auszuhalten ist? Ja, unsere Weltlage und Sicherheit ist sehr bedroht. Und die Ursache dafür sind nicht die vielen Kriegsflüchtlinge, die Schutz, Hilfe und ein Überleben suchen. Schauen wir doch besser auf unsere eigenen Verstrickungen, Abhängigkeiten und Vorteilsnahmen, die vielen Menschen fern von uns ihre Lebensgrundlage raubt

und in ihren Ländern Korruption, Gewalt und Ungerechtigkeit stützt. Wir sollten auch niemals vergessen, dass eine nationalistische Selbstüberhöhung und rassistische Herabwürdigung anderer damals einen entsetzlichen Krieg verursachte, der immer noch, bis ins dritte und vierte Glied sein Unheil wirkt. Die Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus nimmt sich der Pflege und Reflexion unserer historischen Wurzeln im osteuropäischen Kontext an und leistet damit eine wichtige Arbeit. ■

### Kurz & Bündig

**Doris Taschner** arbeitet in Düsseldorf als Klinikpfarrerin, Gruppenanalytikerin und Supervisorin. Sie vertritt die Evangelische Kirche im Rheinland im Kuratorium der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus.

<https://doris-taschner.jimdo.com>

## Empfehlungen aus unserer Bibliothek

MATTHIAS LOHRE  
**Das Erbe der Kriegsenkel**  
Was das Schweigen der Eltern mit uns macht  
2016

BETTINA ALBERTI  
**Seelische Trümmer**  
Geboren in den 50er- und 60er-Jahren: Die Nachkriegsgeneration im Schatten des Kriegstraumas  
2021

UDO BAER, GABRIELE FRICK-BAER  
**Kriegserbe in der Seele**  
Was Kriegskindern und Kriegsenkeln wirklich hilft  
2018

INGRID J. DAUTEL  
**Ich hole mir mein Leben zurück**  
Was Kriegskinder, Nachkriegskinder und Kriegsenkel bewegt  
2019



# Vom Leben im Ausnahmezustand: Stephan Orths »Couchsurfing in der Ukraine«

VON ILONA GONSIOR



Bevor sich Stephan Orth, Jahrgang 1979, als Autor selbstständig machte, arbeitete er als Redakteur im Reiseressort von SPIEGEL Online. Schon früh entwickelte er ein Faible für »Länder mit einem schlechten Ruf« und war am liebsten in Gegenden unterwegs, in die sich andere Touristen nicht so schnell verlaufen: Länder abseits des Mainstreams oder gefährliche Zonen. Infolgedessen bereiste Orth schon so einige schwierige Länder, darunter auch Überwachungs- und Unrechtsstaaten. Doch ein Land, das sich im Krieg befindet, ist etwas anderes.

Bild: Mychajlo Palintschak

**D**urch seine ukrainische Freundin Yulia verbindet ihn ein besonderes Band mit diesem Land, das sich von heute auf morgen in einer unfassbaren Katastrophe wiederfand. Viele Menschen haben seit Beginn der russi-

schen Invasion die Ukraine verlassen, doch viele sind auch geblieben. Wie geht es diesen Menschen? Wie sieht ihr Alltag aus in einem Land, das sich gegen den russischen Angreifer beharrlich zur Wehr setzt? Was lässt sie verharren und nicht die Hoffnung verlieren? Mit diesen Fragen im Gepäck reiste Stephan Orth nach Kyjiw und Odesa, nach Charkiw und in die Karpaten. Er wohnte bei Einheimischen, hörte ihre Geschichten, war beeindruckt von ihrem Mut und Lebenswillen – und packte selbst beim Wiederaufbau mit an.

Zurück in Deutschland begann Stephan Orth, seine Erlebnisse aufzuschreiben. Entstanden ist daraus sein neues Buch »Couchsurfing in der Ukraine – Meine Reise durch ein Land im Krieg«, das Sie ab Ende August 2024 auch bei uns in der Bibliothek entleihen können.

## Interview mit Stephan Orth

### »Couchsurfing in der Ukraine« – das klingt während eines Krieges nach einer etwas seltsamen Art von Abenteuer. Ist das nicht pietätlos in der aktuellen Situation?

Ich hatte tatsächlich große Zweifel, ob das der richtige Ansatz ist. Dann habe ich ein paar Ukrainerinnen und Ukrainer gefragt, was sie davon halten, und war überrascht: Alle meinten, ich solle das machen, das wäre doch interessant. Es sei schließlich niemand gezwungen, mich einzuladen. Dann ergaben sich auf der Reise Begegnungen, die ich niemals vergessen werde.

### Wieso haben Sie sich entschieden, ausgerechnet in der Ukraine zu reisen?

Gerade jetzt, wenn viele Leute ein bisschen »ukraine-müde« sind und sich lieber anderen Themen widmen als dem russischen Angriffskrieg, ist es wichtig zu zeigen, wie die Situation vor Ort ist. Das ist der schrecklichste Krieg in Europa seit achtzig Jahren, und er betrifft uns alle. Ein Buch mit einem etwas anderen Blickwinkel kann helfen, dafür zusätzliche Aufmerksamkeit zu wecken. Wenn man die globalen Auswirkungen und die Bedrohung auch für das restliche Europa betrachtet, gibt es momentan kaum ein Thema, das relevanter wäre. Mein wichtigster Grund für Reisen nach Kyjiw war jedoch persönlicher Natur: Ausgerechnet in den Wochen um den russischen Angriff 2022 habe ich mich in eine Ukrainerin verliebt. Sie ist wundervoll, nur das Timing hätten wir besser hinkriegen können.

### Kann man in der Ukraine momentan überhaupt reisen/ couchsurfen?

Es gilt eine Reisewarnung des Auswärtigen Amtes, aber man kann einreisen und fast alle nicht-okkupierten Städte besuchen. Nur in Frontnähe sind manche Orte natürlich schwer zugänglich, manche gar nicht besuchbar oder nur mit Journalisten-Akkreditierung. Ich war überrascht, wie viele Gastgeber ich fand, die mir eine Couch angeboten haben.

### Warum denken Sie, haben Ihre Gastgeber zugesagt?

Ich habe ihnen einen Deal vorgeschlagen: Ihr ladet mich ein, und dafür erzähle ich eure Geschichte. Viele Ukrainer haben das Gefühl, im Ausland missverstanden zu werden, weil so viele Falschinformationen kursieren. Manchmal war ich als »Traveller« auch eine willkommene Abwechslung vom täglichen Kriegsirrsinn, manchmal war ich Psychologe. Natürlich habe ich mir auf dieser Reise noch mehr Mühe als sonst gegeben, ein guter Gast zu sein.

### Gab es Situationen, in denen Sie Angst hatten?

Selbstverständlich, immer wieder. Bei jedem Raketenalarm, bei jeder Detonation, die ich zu hören bekam. Bei Saporischja hatte mein Auto in Frontnähe einen Motorschaden, in Kostjantyniwka übernachtete ich in einem Haus, das der Eigentümer in eine Festung verwandelt hatte – zwanzig Kilometer von Bachmut entfernt, nachts ratterten die Panzer direkt davor vorbei. Man ist ständig nervös, weil jederzeit der nächste Alarm losgehen könnte, mit der Zeit hört man



Bild: Mina Esfandiari

Phantom-Sirenen. Viele Ukrainer haben Herz- und Kreislaufprobleme wegen des Dauerstresses in der Kriegssituation.

### **Gab es auch Situationen, in denen Sie vergessen haben, dass Sie sich in einem Land im Krieg befanden?**

Nein, das vergisst man nicht so leicht, der Krieg ist dauerpräsent. Aber es gab zwischendurch immer mal wieder ein paar Stunden, in denen die Gesprächsthemen nichts mit dem Krieg zu tun hatten, das war erholend für alle Beteiligten. Und natürlich geht in den Städten auch das normale Leben weiter, man geht georgisch essen und trinkt einen Wein in der Bar. Menschen können nicht 24 Stunden und sieben Tage die Woche Angst haben.

### **Vor sieben Jahren haben Sie das Buch »Couchsurfing in Russland« veröffentlicht, in dem Sie die Regierung heftig kritisieren, aber die Menschen im Land mit viel Wohlwollen beschreiben. Wie hat die Erinnerung an diese Reise Ihre jetzigen Erlebnisse beeinflusst?**

Ich habe Russland damals als hochinteressanten und facettenreichen Vielvölkerstaat kennengelernt, mit sehr herzlichen Menschen. Umso schwerer zu fassen ist für mich, welchen Weg dieses Land gegangen ist. Aus Gesprächen mit einigen meiner Gastgeber von damals weiß ich aus erster Hand: Es ist nicht nur Putins Krieg, viele Menschen wollen diesen Imperialismus, viele bekommen aus ihren Propagandamedien ein vollkommen unzutreffendes Bild vom »Westen«, von der Ukraine und vom Krieg. Und leider sind Themen aus der russischen Staatspropaganda auch bei uns sehr präsent.

### **Was macht die Ukraine und ihre Menschen so besonders?**

Ein unfassbarer Durchhalte- und Lebenswillen. Die Menschen wollen sich nicht unterkriegen lassen, auch Zivilisten helfen als Freiwillige mit oder durch Spendenaktionen. Spätestens seit den Majdan-Demonstrationen 2013/2014 sieht man: Diese Leute lassen sich Ungerechtigkeiten nicht bieten und wollen selbst dafür kämpfen, ein besseres, freieres Leben zu führen. Wenn dieser schreckliche Krieg vorbei ist, wird hoffentlich wieder die Schönheit des Landes in den Vordergrund rücken. Tourismus kann dann der Wirtschaft helfen, und da gibt es viel zu entdecken: Berglandschaften in den Karpaten, Burgen in Kamjanez-Podilskyj, die Küste vor Odesa ...

### **Was hat Sie besonders berührt?**

Immer wieder die Geschichten der Menschen. Beeindruckt hat mich eine 85-jährige Frau, die ihre Wohnung durch einen Raketeneinschlag verloren hat und seit sechzehn Monaten in einem Keller in Lyman lebt. Sie hat das positivste Wesen, das man sich vorstellen kann, sagte immer wieder: »Es wird schon alles gut werden.«

»Menschen können nicht 24 Stunden und sieben Tage die Woche Angst haben.«

### **Was wollen Sie den Leserinnen und Lesern mitgeben?**

Einen Einblick, wie sich die Situation vor Ort tatsächlich anfühlt. Wir bekommen reichlich News, jedes Ukraine-Thema wurde beleuchtet – und dennoch herrscht einige Verwirrung, auch durch Falschinformationen, und die meisten haben keine Vorstellung, wie es sich wirklich anfühlt, jetzt in dem Land zu sein. Der Krieg ist zehnmals schlimmer, als wir uns das aus Medienberichten vorstellen können, und gleichzeitig gibt es zehnmals mehr Normalität. Wie das gleichzeitig möglich sein kann, das versuche ich zu beschreiben. ■

## **Kurz & knapp erklärt: Couchsurfing**

Couchsurfing ist eine soziale Plattform, die es Reisenden ermöglicht, weltweit kostenlos bei Einheimischen zu übernachten. Couchsurfing funktioniert so, dass Mitglieder, die ein Sofa, ein Gästebett oder auch nur Platz auf dem Boden und eine Matratze zur Verfügung haben, ihre Unterkunft anderen Mitgliedern kostenlos über eine offizielle Couchsurfing-Website anbieten. Reisende können dann nach verfügbaren Unterkünften in ihrem Reiseziel suchen und die Gastgeber kontaktieren, um eine Übernachtung zu arrangieren. Diese Art des Reisens fördert den kulturellen Austausch und die gegenseitige Unterstützung zwischen Reisenden und Einheimischen. Es ermöglicht Reisenden, neue Freundschaften zu schließen, lokale Einblicke zu gewinnen und oft authentischere Reiseerfahrungen zu machen, indem sie direkt mit den Menschen vor Ort in Kontakt treten.

## **Empfehlung aus unserer Bibliothek**



Bild: Verlag

STEPHAN ORTH  
»Couchsurfing in der Ukraine – Meine Reise durch ein Land im Krieg«

Malik Verlag 2024  
Erscheinungsdatum:  
1. August 2024

Ausleihbar bei uns im GHH  
ab Ende August 2024

# Ach, Bosnien ... Versuche eines Reisenden zu verstehen, eher hilflos (Teil I)

VON WINFRID HALDER

*Die heutige Fahne Bosnien-Herzegowinas auf der Burg in Jajce*



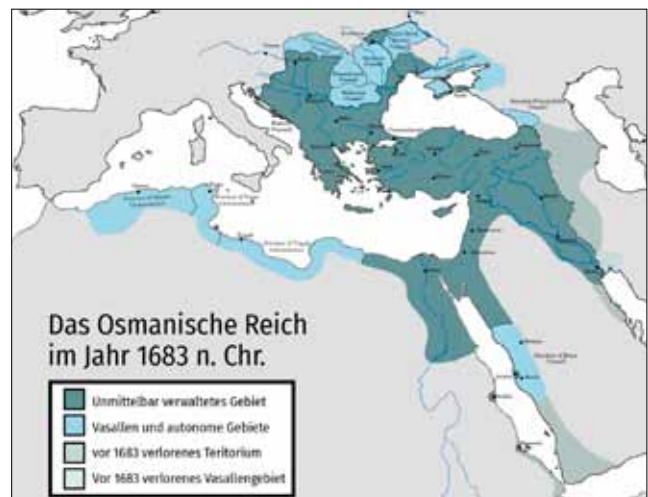
**Merkwürdig. Wir haben ein wenig schnaufend, denn es ist ein warmer, beinahe heißer Septembertag, den Burgberg von Jajce erklimmen. Ziemlich zentral gelegen in Bosnien, eine Kleinstadt mit heute etwa 7.000 Einwohnern, gleichwohl ein geschichtsträchtiger Ort. Hier befand sich einst der Sitz der christlichen Könige von Bosnien, vom ausgehenden 14. Jahrhundert an. Deren Reich wurde bereits um die Mitte des folgenden, des 15. Jahrhunderts vom militärisch übermächtigen Osmanischen Reich erobert und der letzte der Könige wurde nach seiner Gefangennahme durch die Truppen Sultan Mehmeds II. (1432–1481) hier hingerichtet. Noch heute werden im Franziskaner-Kloster von Jajce Gebeine aufbewahrt, die König Stjepan Tomašević (1438–1463) zugeschrieben werden. König Stjepan unterlag dem gleichen überaus kriegerischen Sultan mit dem bezeichnenden Beinamen »der Eroberer«, der ein Jahrzehnt zuvor mit der Erstürmung von Konstantinopel dem christlichen Byzantinischen Reich den endgültigen Todesstoß versetzt und dessen Hauptstadt zu seiner eigenen gemacht hatte, jetzt unter dem Namen Istanbul. Das Jahr 1453 markiert damit einen tiefen Einschnitt in der Geschichte des ganzen Mittelmeerraumes, seine Folgen dauern in gewisser Weise bis heute an.**

Im Anschluss an die Eroberung der im Jahre 330 von Kaiser Konstantin dem Großen (nach 270–337) zu seiner Hauptresidenz gemachten und dann nach diesem benannten Stadt war die Armee Mehmeds II. nach Südosteuropa vorgedrungen – 1529 schon standen die Truppen des übernächsten Sultans, Süleymans I. (1495–1566), das erste Mal vor Wien. Das kleine Königreich Bosnien war mithin nur eine Nebenbeute gewesen, die Burg in Jajce war lediglich eine von vielen Festungen, die der Wucht der osmanischen Expansion nicht standzuhalten vermochten. Für das in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts vom Osmanischen Reich unterworfenen Bosnien, im späten 15. Jahrhundert noch einmal für einige Zeit teilweise von ungarischen Truppen zurückerobert, begann jedenfalls eine mehrere Jahrhunderte andauernde Phase unter muslimischer Herrschaft. Und es wurde eine Aufteilung der Bevölkerung begründet, die weitreichende kulturelle

und, wenn man so will, ideologische Folgewirkungen hatte: Es kamen muslimische Eroberer und jetzt Herrschaftsträger, deren Religion sich ein Teil der Bevölkerung anschloss. Ein anderer Teil blieb der bisherigen religiösen Prägung treu, im Falle der serbischen Bevölkerung war dies zumeist die Zugehörigkeit zur orthodoxen Kirche, im Falle der Kroaten zumeist die zur römisch-katholischen Kirche. Zwar wurde in der Regel ein Religionswechsel von der osmanischen Herrschaft nicht erzwungen, diejenigen aber, die Christen blieben (oder Juden, die gab es in Bosnien auch), unterlagen weitreichenden Benachteiligungen etwa bei der öffentlichen Religionsausübung und im Abgabewesen und waren von Herrschaftsfunktionen ausgeschlossen. Eine Karriere im Militär oder in der Verwaltung des Osmanischen Reiches war für bosnische Männer selbst bis in hohe oder höchste Positionen möglich, setzte aber den Übertritt zum Islam zwingend voraus. Daran änderte sich bis zum Ende der osmanischen Herrschaft nichts Wesentliches.

Ein geschichtsträchtiger Ort ist Jajce, ja, wenn auch vielleicht keiner der ganz bedeutenden im Kontext der gewaltigen Ausdehnung des Osmanischen Reiches.

Das Osmanische Reich zum Zeitpunkt seiner größten Ausdehnung um 1683 Bild: Wikipedia



Aber der Aufstieg auf den Burgberg von Jajce lohnt schon wegen der schönen Aussicht, die dem Besucher dadurch beschert wird. Man blickt auf die grünen Hügel der Umgebung und hinab auf die Altstadt von Jajce, für deren Aufnahme in die Welterbe-Liste der UNESCO schon seit einiger Zeit geworben wird. Die Reste der einstigen Festung demgegenüber – als spektakulär sind sie wohl kaum zu bezeichnen. Man erkennt unschwer die frühere Anordnung der Gebäude hier oben, noch vorhanden sind indes eigentlich nur deren kahle Grundmauern. Ein nahezu völlig schattenloses Geviert, lediglich in der Mitte ragt ein kleiner Turm auf, der aber nicht zugänglich ist. Und wir sind heute offensichtlich die einzige Touristengruppe, die den Weg hierher eingeschlagen hat. Und doch merkwürdig: Da steht ein junger Polizist, in dessen vollständige Einsamkeit wir soeben eingedrungen sind.

Er wirkt freundlich, interessiert sich aber nicht weiter für uns. Wegen uns oder für uns ist er offenkundig nicht hier. Meine Rückfrage bei unserem örtlichen Reiseleiter, was es denn damit auf sich habe, dass der junge Ordnungshüter ohne unmittelbar erkennbaren Zweck hier Posten zu beziehen

hatte, schafft dann eine vielsagende Klarheit. Es geht um die Fahnen.

Dass auf einem historischen Burgberg Fahnen wehen, ist ein vermeintlich so selbstverständlicher Anblick, dass wir dies kaum zur Kenntnis genommen haben, das gilt jedenfalls für mich. Aber hier herrscht eine bestimmte Anordnung von mehreren Fahnen, die keineswegs zufällig ist. Am prominentesten platziert, also weithin sichtbar, ist zweifellos das Fahnentuch, welches an dem Mast befestigt ist, in dessen Nähe der Polizist sich aufhält. Ein rot-weiß-blaues Tuch, na und? Das sieht man doch nahezu andauernd hier.

Die Brisanz, die in der Platzierung dieser Fahne liegt, muss sich unsereiner erklären lassen. Die vertrauten Farben ja, in der Mitte aber ist ein weiß-rot gewürfelter Wappenschild zu sehen. Es handelt sich um die Fahne der bosnischen Kroaten – die Fahne also, die auch die »Kroatische Republik Hercegovosna« führte. Dabei handelte es sich um eine de facto-Staatsbildung überwiegend innerhalb des Territoriums von Bosnien-Herzegowina zu Beginn der 1990er-Jahre im Rahmen des gewaltsamen Zerfalls Jugoslawiens. Die international nicht anerkannte, aber vom benachbarten Kroatien gestützte

*Der einsame Polizist auf der Burg in Jajce und die Fahne, auf die er aufpassen muß*



Republik wurde nach dem Abschluss des Abkommens von Dayton (US-Bundesstaat Ohio) 1995 für aufgelöst erklärt. Ihr Ende erfolgte also infolge des Vertrages, das den blutigen Bürgerkrieg in Bosnien-Herzegowina seit 1992, in den sich die Nachbarn Kroatien und Serbien eingemischt hatten, beendete und das zugleich die heutige, komplizierte staatliche Organisation Bosnien-Herzegowinas begründete. Durch das von den USA unter dem damaligen Präsidenten Bill Clinton unter Mitwirkung der Europäischen Union vermittelte Vertragswerk wird die internationale Absicherung Bosnien-Herzegowinas bis heute gewährleistet. An der von den Vereinten Nationen beschlossenen militärischen Sicherungsmission der NATO (IFOR/SFOR 1995/96–2004) und der sich anschließenden, von der Europäischen Union getragenen EUFOR Althea-Operation (2004–heute) ist seit 2022 auch die Bundeswehr wieder beteiligt.<sup>1</sup> Ob mit dem Dayton-Abkommen ein wirklich dauerhaft funktionierender Ausgleich zwischen den wichtigsten Bevölkerungsgruppen der bosnischen Kroaten, der bosnischen Serben und der bosnischen Muslime (Bosniaken) geschaffen wurde, wird vielfach bezweifelt.

<sup>1</sup> [www.bundeswehr.de/de/einsaetze-bundeswehr/die-bundeswehr-in-bosnien-und-herzegowina-5461728](http://www.bundeswehr.de/de/einsaetze-bundeswehr/die-bundeswehr-in-bosnien-und-herzegowina-5461728)



Die Aufteilung des bosnischen Staatsgebietes auf der Grundlage des Abkommens von Dayton 1995, ethnische Strukturen und Orte von Kriegsverbrechen und anderen Völkerrechtsverletzungen



Die kurzlebige damalige »Kroatische Republik Hercegovina« unterhielt während des Bosnien-Krieges eigene Streitkräfte, die milizartig organisiert waren und von der kroatischen Armee unterstützt wurden. Sie wurden »Kroatischer Verteidigungsrat« (Hrvatsko vijeće obrane = HVO) genannt. Führende Vertreter der HVO und der sogenannten Republik wurden später vor dem von den Vereinten Nationen geschaffenen Internationalen Strafgerichtshof für das ehemalige Jugoslawien (International Criminal Tribunal for the former Yugoslavia = ICTY) in Den Haag (1993–2017) wegen Kriegsverbrechen angeklagt und etliche auch verurteilt.<sup>2</sup> Diese Verbrechen richteten sich zum Teil gegen serbische Bosnier, zum Teil gegen Angehörige der bosniakischen Bevölkerung. Im Verlauf des Bosnien-Krieges wurden die meisten serbischen Einwohner von Jajce, die 1991 rund ein Viertel der Bevölkerung ausmachten, vertrieben oder flohen. 2013 waren es nicht einmal mehr 3 Prozent der Bevölkerung, die sich als Serben bekannten. Bezeichnenderweise ist die serbisch-orthodoxe Kirche, die gezielt zerstört wurde, heute einfach inexistent. Auch zwischen Bosniaken (1991 rund 38 Prozent der Bevölkerung von Jajce, 2013 etwa 45 Prozent) und Kroaten (1991 ca. 14 Prozent der Bevölkerung von Jajce, 2013 nahezu 46 Prozent) kam es in und um die Stadt zu gewaltsamen Auseinandersetzungen. Nicht minder bezeichnend: Alle vier Moscheen in Jajce wurden während des Krieges zerstört, sind inzwischen aber wiederaufgebaut. Die Gesamtbevölkerungszahl der Kern-

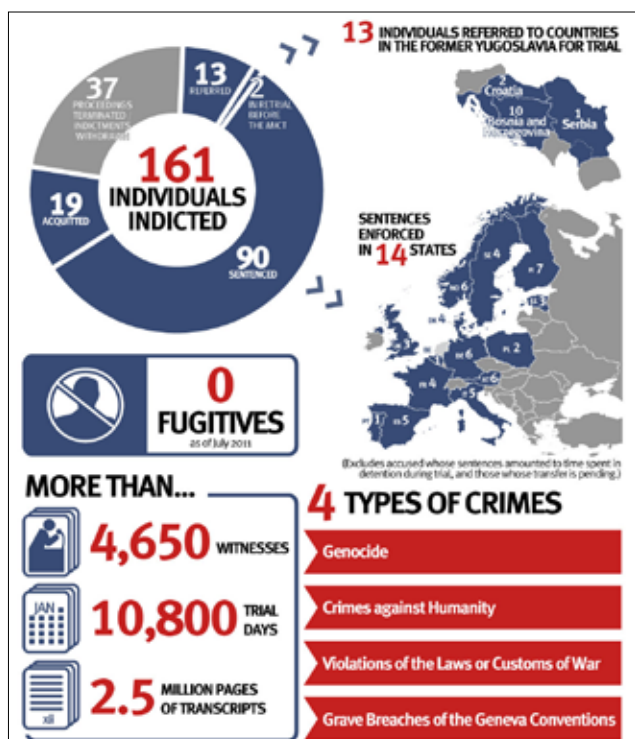
<sup>2</sup> Umfassende Informationen unter: [www.icty.org/](http://www.icty.org/)

Haus in Jajce mit Einschusslöchern



stadt hat sich im Zeitraum zwischen 1991 und 2013 beinahe halbiert. Das verlassene Haus unterhalb der Burg mag davon Zeugnis geben, Hauswände mit noch immer nicht beseitigten Einschusslöchern werden wir jedenfalls noch viele sehen. Die dahinter stehenden gewaltsamen Vorgänge hat es in ähnlicher Form in Bosnien vielerorts gegeben, wenn auch sehr

oft unter anderen ethnischen Vorzeichen. Denn auch die bosnischen Serben und die Bosniaken unterhielten bewaffnete Kräfte. Vor dem Den Haager Strafgerichtshof standen dementsprechend Repräsentanten aller Konfliktparteien, insgesamt 161 Personen (darunter nur eine Frau). Die Gesamtbilanz des ICTY zeigt die Grafik links unten.



Bilanz des Internationalen Strafgerichtshofs in Den Haag Bild: [www.icty.org/en/content/infographic-icty-facts-figures](http://www.icty.org/en/content/infographic-icty-facts-figures) (24-06-2024)

Das Verfahren gegen den ehemaligen serbischen Staatspräsidenten und Mit-Unterzeichner des Dayton-Abkommens Slobodan Milošević (1941–2006) war wohl dasjenige, das weltweit am meisten Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat – obwohl es wegen des plötzlichen Todes von Milošević noch während der Untersuchungshaft nicht abgeschlossen werden konnte. Von den insgesamt 161 Angeklagten waren 9 Bosniaken, 25 bosnische Kroaten und 72 bosnische Serben.

Dass also dort oben auf dem Burgberg von Jajce, weithin sichtbar, gerade diese Fahne der bosnischen Kroaten weht, ein Symbol aus dem blutigen, von Kriegsverbrechen begleiteten Bürgerkrieg, das können die dort lebenden Bosniaken mit Fug und Recht als Provokation auffassen, von den wenigen Serben gar nicht zu reden. In Jajce sind die Verhältnisse im Übrigen deutlich anders als in Bosnien-Herzegowina insgesamt. Gemäß Volkszählungsdaten, die jedoch schon wieder mehr als zehn Jahre alt sind, stellen dort mit circa 50 Prozent die Bosniaken die größte Bevölkerungsgruppe, gefolgt von den bosnischen Serben mit rund 31 Prozent und den bosnischen Kroaten mit etwa 15 Prozent. Das Land hat darüber hinaus einen starken Bevölkerungsrückgang zu verkraften; 1990 lebten dort etwa 4,5 Millionen Menschen, 2022 waren es nur noch etwa 3,2 Millionen. Wir hören wiederholt während

der Reise, dass die massive Abwanderung insbesondere von jüngeren Menschen andauert.

Die Fahne also. Deswegen der junge Polizist. Er wacht darüber, dass es nicht zu Auseinandersetzungen um diese Fahne kommt. Und ein ganzes Stück tiefer flattert die unter internationaler Kontrolle erst 1998 festgelegte heutige Flagge Bosnien-Herzegowinas, blau und gelb mit dem Band aus weißen Sternen. Ein Kunstprodukt ohne historischen Bezug in Bosnien, gerade deshalb als mögliche Konsenslösung entwickelt. Diese Fahne wurde 1998 durch den damaligen von den Vereinten Nationen eingesetzten Hohen Repräsentanten für Bosnien und Herzegowina, den spanischen Diplomaten Carlos Westendorp Cabeza aus mehreren Entwürfen ausgewählt, nachdem es seit dem Inkrafttreten des Dayton-Abkommens nicht gelungen war, im von den drei Volksgruppen gewählten Parlament von Bosnien-Herzegowina eine Einigung über eine gemeinsame Fahne zu erzielen (unnötig zu sagen, dass es auch keine allgemein akzeptierte Hymne gibt).

Als wir unsere Reise kurz zuvor in Banja Luka begannen, der Hauptstadt der Republika Srpska, des serbisch dominierten Teils im heutigen, nach der Logik von Dayton geordneten Bosnien-Herzegowina also, war diese, die als gemeinsam gedachte Flagge nirgends zu entdecken. Die traditionellen serbischen Farben rot-blau-weiß (keineswegs rot-weiß-blau, das ist die kroatische Reihenfolge) hingegen umso öfter. Als wir auf dem Weg von Banja Luka nach Jajce knapp vor der Stadt die innere Grenzlinie zwischen der Republika Srpska und der Föderation Bosnien und Herzegowina überschritten haben, war das nicht unmittelbar sichtbar, es handelt sich um eine Binnengrenze ohne Schlagbaum oder dergleichen. Aber die Fahnen wechseln.

Ach, Bosnien ... Deine Farbenlehre ist keine Beiläufigkeit, sie zeigt vielmehr, wenn man nur hinschaut, die immer noch vorhandenen, tief in die Geschichte der Region zurückreichenden Bruchlinien, die in den 1990er-Jahren zu fürchterlichen Gewaltexzessen und massiven Vertreibungen führten, die – nach dem schauderhaften Tiefpunkt des Massakers von Srebrenica im Juli 1995 mit mehr als 8.000 bosniakischen, von serbischer Seite ermordeten Toten – durch internationalen Druck und andauernde internationale Militärpräsenz nur zugedeckt, aber nicht wirklich überbrückt wurden.

Das Städtchen Jajce ist indes keineswegs nur für die Schrecken der allerjüngsten Geschichte der Region eine Art Brennglas – und wir sind doch noch ganz am Anfang unserer Reise. Wir sehen am Fuße des Burgbergs die Reste eines römischen Mithras-Heiligtums, das vermutlich aus dem frühen vierten nachchristlichen Jahrhundert stammt. Ja, auch diese Region hat zum Römischen Reich gehört, das hat Jajce mit Neuss oder Xanten gemein, sie gehörten natürlich zu ganz unterschiedlichen Provinzen (Dalmatia bzw. Germania inferior). Auch der romanische Kirchturm, den wir bei unserem Aufstieg auf den Burgberg passiert haben, wirkt vertraut. Er wurde noch vor der osmanischen Eroberung errichtet, diente dann später zeitweilig als Minarett. Und es gibt innerhalb der zunächst so leer wirkenden Burgruine doch nicht nur die ominösen Fahnen zu sehen. Wieder ist aber genaues Hinsehen erforderlich. An dem bereits erwähnten Turm inmitten der Ruine ist eine Steinplatte angebracht, beschädigt und nicht sehr auffällig – und da staune ich einmal mehr.

*Tafel auf dem Burgberg von Jajce*



Hier standen also einst, lange vor unserem jungen Polizisten, ganz andere Männer Wache. Und zwar Soldaten der österreichisch-ungarischen Armee, genauer Angehörige des 2. Bataillons des Kaiserlich und Königlich Infanterieregiments Nr. 57. Bosnien wurde, das weiß ich dann doch, 1878 von Truppen der österreich-ungarischen Doppelmonarchie besetzt, obwohl es noch zum Osmanischen Reich gehörte. Dieses war aber nicht mehr in der Lage, sich dagegen wirksam zur Wehr zu setzen. Damit wurde in gewisser Weise ein Abschluss in der seit Jahrhunderten andauernden Machtkonkurrenz zwischen dem Osmanischen Reich und dem von der Habsburger-Dynastie beherrschten Österreich-Ungarn erzielt – zugunsten des damaligen Herrschers in Wien, des Kaisers Franz Joseph (1830–1916) also. Heute vielleicht besser bekannt als Ehemann der berühmten »Sisi« (der bayrischen Prinzessin und dann Kaiserin Elisabeth [1837–1898], und nicht wie später im Kino »Sissi« gerufen), regierte Franz Joseph das multiethnische Riesenreich seit 1848 – es sollten bis zu seinem Tod 1916 nicht ganz 58 Herrschaftsjahre werden. Franz Joseph trug somit für die Besetzung und spätere Annexion Bosniens (1908) entscheidende Mitverantwortung. Er hat so seinem ohnehin komplizierten, ethnisch und kulturell höchst heterogenen Reich ein gewaltiges zusätzliches Problembündel beschert, tatsächlich eines, das zum Untergang der Habsburgermonarchie kaum zwei Jahre nach Franz Josephs Tod wesentlich beitragen sollte. Für die bosniakische Bevölkerung endete 1878 die jahrhundertelange Privilegierung, jetzt unversehens Untertanen eines sich dezidiert christlich, genauer: katholisch verstehenden Herrschers. Die von österreichisch-ungarischer Seite betriebene Modernisierung Bosniens nach westeuropäischem Vorbild (etwa im gesamten Bildungsbereich) kollidierte mit zahlreichen Traditionen und stieß auf Widerstände. Die katholischen bosnischen Kroaten fanden sich wohl meist am besten zurecht mit dem neuen Herrscherhaus, die bosnischen Serben, orthodoxe Christen, richteten vielfach ihren Blick eher auf den im frühen 19. Jahrhundert begründeten benachbarten serbischen Staat, der sich von der osmanischen Herrschaft mühsam losgemacht hatte. Die Folgewirkungen sollten wir in Sarajevo noch näher nachempfinden können. Hier in Jajce standen also Soldaten von Franz Josephs Armee. Warum gerade das 2. Bataillon des Infanterieregiments Nr. 57 hierher verlegt wurde, beruhte auf einem Ratschluss des k. u. k. Generalstabs, der – mindestens mir – nicht sofort einleuchtet. Denn dieser Verband hieß mit vollem Namen *Galizisches Infanterieregiment Nr. 57 Prinz zu Sachsen-Coburg-Saalfeld* – und sein Heimatstandort war Tarnów (heute Woiwodschaft Kleinpolen, etwa 80 Kilometer östlich von Krakau). Und das lag im damaligen Königreich Galizien und Lodomerien, einem völlig anderen Teil der Habsburgermonarchie also genauer ein Teil des Gesamtreiches, der 1772 durch die Erste polnische Teilung an die damalige Herrscherin Kaiserin Maria Theresia (1717–1780) gefallen war.



Die Habsburgermonarchie 1914. Lage von Tarnów grüner Pfeil, ungefähre Lage von Jajce roter Pfeil

Der Stab des IR 57 und die Bataillone Nr. 1, 3 und 4 blieben bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs in Tarnów und Umgebung stationiert, lediglich das 2. Bataillon war 1908 – vermutlich im Zusammenhang mit der Annexion Bosniens – dorthin verlegt worden. Da das Regiment aber seinen Rekrutierungsbezirk ebenfalls in Tarnów behielt, bedeutete dies, dass die Wehrpflichtigen, die zum 2. Bataillon einberufen wurden, vermutlich in der Masse junge polnische Untertanen des Habsburger-Kaisers waren. Die wurden dann für die Dauer des Wehrdienstes in Friedenszeiten (drei Jahre) ins für sie völlig fremde, in jeder Beziehung ferne Bosnien geschickt, um in Jajce und anderswo Wache zu schieben ... Vielleicht ist unser junger Polizist heute doch gar nicht so schlecht dran. Beim Abstieg auf der anderen Seite des Burgbergs, als wir den jungen Polizisten wieder seiner Einsamkeit überlassen haben, passieren wir die schöne, um die Mitte des 18. Jahrhunderts errichtete, mittlerweile wiedererstandene Esme Sultan-Moschee, eine der wenigen Kuppel-Moscheen in Bosnien. Unmittelbar davor wird der Toten des Bosnien-Krieges gedacht, jedenfalls der bosniakischen und der kroatischen – aber keineswegs gemeinsam, sondern die beiden Monumente werden geradezu demonstrativ getrennt durch die dazwischen liegende Straße.

Da es hinsichtlich der Toten keine Einigkeit gibt, verwundert es auch nicht, dass es bezüglich der Lebenden keine gibt. Die Kinder aus bosniakischen und die aus kroatischen Elternhäusern gehen in Jajce in getrennte Schulen. Unser junger örtlicher Guide, der für eine auch aus Deutschland unterstützte Friedens- und Versöhnungsinitiative arbeitet, erzählt uns von den Bemühungen, die Kinder wenigstens auf dem Fußballplatz oder bei anderen Freizeitaktivitäten zusammenzubringen, um – vielleicht – irgendwann die Traditionen der Abgrenzung zu überwinden. Ach, Bosnien ... Wieder am Fuß des Burgbergs angelangt, macht sich –

durchaus nachvollziehbar – eine gewisse Erschöpfung in unserer Reisegruppe bemerkbar. Von den vielen Jahrhunderten voller Geschichte kann einem aber auch der Kopf schwirren. Zeit für einen Bosanska Kafa, einen auf bosnische Art zubereiteten Kaffee, meinen viele von uns. Doch halt – hier gibt es noch mehr Geschichte. Ein kleines Grüppchen der Unentwegten will sich jedenfalls das AVNOJ-Museum nicht entgehen lassen. Denn tatsächlich hat hier in Jajce noch eine wichtige Weichenstellung stattgefunden. In dem eher unscheinbaren Gebäude am Rande der Altstadt tagte Ende November 1943 der »Antifaschistische Rat der Nationalen Befreiung Jugoslawiens« (Antifašističko v(ij)eće narodnog oslobođenja Jugoslavije = AVNOJ). Dieser war vom Anführer der kommunistischen Partisanen, die gegen die 1941 einmarschierten vornehmlich deutschen und italienischen Besatzungstruppen kämpften, von Josip Broz Tito (1892–1980) also rund ein Jahr zuvor ins Leben gerufen worden. Er sollte eine Art quasi-parlamentarische Vertretung darstellen, eine unter den Kriegsbedingungen selbst ermächtigte freilich. In Jajce kamen im November 1943 mit Tito 141 weitere Delegierte zusammen, deren Beschlüsse dann 1944/45 zur Grundlage des von der Besatzung befreiten, kommunistisch beherrsch-

ten »zweiten« Jugoslawien wurden, an dessen Spitze bis zu seinem Tod Tito stand. Der erfolgreiche Partisanen-General kroatischer Herkunft hatte seine ersten militärischen Erfahrungen übrigens seit 1914 als Feldwebel der österreichisch-ungarischen Armee gesammelt.

**E**in Besuch des 1953 gegründeten AVNOJ-Museums ist seit 2008 wieder möglich. Während des Bosnien-Krieges war das Gebäude 1992 geplündert und teilweise zerstört worden, daher ist die heutige Ansicht und Dauerausstellung zum größten Teil eine Rekonstruktion. Als Titos Jugoslawien noch existierte, gar als er selbst noch am Leben war, hatte das AVNOJ-Museum offenbar den Charakter einer Art Pilgerstätte. Es soll rund 170.000 Besucher jährlich gehabt haben, heute sollen es nach Angaben der Internetseite des Museums rund 20.000 sein. Eines ist jedoch gewiss: Unser Häuflein der Unentwegten hat an diesem Septembertag das Museum ganz für sich allein. Und zwar obwohl außer uns offenbar eine ganze Reihe weiterer Touristengruppen in Jajce eingetroffen sind.

Wir bekommen also die Gelegenheit zu einer gänzlich ungestörten Zeitreise der besonderen Art.

*Esme Sultan-Moschee (err. um 1750) in Jajce, links das Denkmal für die bosniakischen Kriegstoten, rechts das für die kroatischen*



AVNOJ-Museum in Jajce



**W**er die Ästhetik des einstigen Realsozialismus noch kennt, fühlt sich gleich zu Hause. Unser Landsmann Karl Marx erwartet uns, Josef Stalin fehlt auch nicht. Und wer mag, kann im Museumshop dafür sorgen tragen, dass Tito höchstpersönlich ihm künftig mitteilt, was die Stunde geschlagen hat.



**T**ito als Bezugspunkt, eine womöglich sentimental geschönte Erinnerung an die kommunistische Diktatur, könnte die dieses Land, diesen Teil »Ex-Jugoslawiens« zusammenhalten? Wohl kaum, auch wenn das manchen als Option erscheinen mag. Die Tito-Uhren und andere Devotionalien, die wir immer wieder antreffen, finden ja offenbar ihre Käufer. Oder sind das nur wir Touristen, die nicht einmal ahnen, wie brutal und gewalttätig auch diese Diktatur mindestens in ihrer Frühzeit war, bevor der sich telegen inszenierende »Marschall Tito« in der schneeweißen Uniform als Führungsfigur der »Blockfreien« in der Welt des Kalten Krieges auch für den Westen eine Art Hoffnungsträger wurde? Titos wahnhafte Züge erleben wir später auf der Reise, als wir seinen einstigen Atombunker mitten in den bosnischen Bergen besuchen.

*Titos einstiger Atombunker bei Konjic*



**D**ie in einen Berghang hineingebaute Anlage, die fast 300 Meter lang ist und über der sich bis zu 200 Meter Fels erheben, hat Tito seit 1953 errichten lassen. Sie wurde erst knapp vor seinem Tod 1979 vollendet, fertig gesehen hat er sie wohl nie. Die Kosten waren, das dürfte nicht überraschen, gigantisch. Neben einem unterirdischen (!) Militärflughafen handelte es sich um das teuerste Bauprojekt, das es in Jugoslawien je gab. Dass die Anlage nie wirklich genutzt wurde, macht uns indes noch rückschauend froh. Eine Sprengung während des Bosnien-Krieges wurde 1992 gerade noch verhindert, so mag sie durch die Eintrittsgelder der heutigen Besucher, die sich gerne ein wenig gruseln wollen, aber heilfroh sind, wenn sie wieder unter der bosnischen Gebirgssonne stehen, immerhin noch einen gewissen Nutzen bringen. Kopfschüttelnd wandelt man durch das Beton-Labyrinth. Aber waren denn unsere Atomkriegsszenarien so viel realistischer? Bei Lichtblitz unter den Tisch und Hacken abklappen nicht vergessen (wegen der Druckwelle). Das habe ich mal gelernt, und zwar ernsthaft.

Nein, Tito als Identifikationsfigur, das funktioniert nicht. Aber wir begegnen noch einem anderen mit erstaunlicher Permanenz.

*Statue Ivo Andrics in Banja Luka*



**W**ir haben kaum bosnischen Boden betreten, brechen gerade zum ersten Rundgang in Banja Luka auf – und da steht er schon, offenbar tief sinnierend. Das erste Denkmal für Ivo Andrić (1892–1975) steht direkt vor unserem Hotel. Andrić hat 1961 den Literaturnobelpreis erhalten, als bislang einziger Autor des (ex-)jugoslawischen Raums. Die Schriftstellerei war gewissermaßen sein zweites Leben, 1920 war er in den diplomatischen Dienst des gerade gegründeten Königreichs Jugoslawien eingetreten. Aus diesem schied er mit dem faktischen Untergang des »ersten« Jugoslawien durch die deutsche Besetzung 1941 aus. Andrić hatte zuvor noch als jugoslawischer Botschafter in Berlin fungiert, nicht zuletzt angesichts seiner perfekten Deutschkenntnisse. Die hatte er aus der Schule, denn der junge Andrić hatte vor dem Ersten Weltkrieg das k. u. k. Gymnasium in Sarajevo besucht, später hatte er dann unter anderem in Graz studiert, wo er mit einer in deutscher Sprache verfassten Dissertation promoviert wurde. Eine überaus komplexe Biografie<sup>3</sup>, in deren

<sup>3</sup> Spannend, einfühlsam und umfassend dargestellt von Michael Martens: *Im Brand der Welten. Ivo Andrić. Ein europäisches Leben*, Wien 2019

Spielplan des Nationaltheaters in Banja Luka im September 2023

Велика сцена/20.00		Сцена „Петар Кочић“/20.30	
9.9. суб 20.00	Ана Толић <b>СТРАНЦИ У НОЋИ</b>	2.9. суб 20.30	Софија Ристовић <b>О ЊОЈ, КОЈА СЕ ВРАЋА</b> Мини-драма о Оливи Илић
16.9. суб 20.00	Никола Пајевић <b>ХРКАЧИ</b>	3.9. нед 20.30	Данило Милениновић <b>БЕСМРТНИ ДЕЧАК</b> Мини-драма о Милошеву Мило Анђелићу
17.9. нед 20.00	Симфонијски оркестар НРРС о <b>ВЕЧЕ ОПЕРСКИХ АРИЈА</b>	4.9. пон 20.30	Данило Поповић <b>ДРУГА СТРАНА ИСТИНЕ</b> Мини-драма о Марини Мојро
23.9. суб 20.00	А. П. Чехов <b>ИВАНОВ</b>	5.9. утор 20.30	Радослав Костић <b>МОЈ РАТ</b> Мини-драма о Чарлсу Чаплину
30.9. суб 20.00	Иво Андрић <b>ГОСПОЈИЦА</b>	6.9. сри 20.30	Никола Милошевић <b>МАРСО</b> Мини-драма о Марселу

Geburtshaus von Ivo Andric in Travnik



Verlauf aus der kroatischen, nahe des zentralbosnischen Travnik geborenen Halbweise aus bedrängten Verhältnissen, die bei Verwandten im ostbosnischen Višegrad aufwuchs, ein überragend begabter Junge wurde, der die außergewöhnliche Chance erhielt, höhere Schul- und akademische Bildung zu erwerben. Und Karriere im Auswärtigen Dienst eines Staates zu machen, der ihm dann durch die Aggression des Andrić allzu vertrauten NS-Deutschland abhandenkam. Und der sich daraufhin mit den neuen kommunistischen Herren um Tito (der nahezu gleich alt war) arrangieren musste, das erleichterte ihm der Nobelpreis, der ihn endgültig zum Aushängeschild der Volksrepublik Jugoslawien machte. Und Aushängeschild ist Andrić immer noch, so scheint es zumindest. Als wir von unserem Hotel in die Innenstadt von Banja Luka schlendern, passieren wir einen Bücherstand – Andrić ist reichlich vertreten. Und einige Schritte weiter das Theater – Andrić erscheint auf dem Spielplan, obwohl er nie ein Stück für die Bühne schrieb.

Und es ist nicht irgendein Theater, sondern vielmehr das »Nationaltheater der Republika Srpska«. Offenbar wird eine Dramatisierung von Andrićs Roman »Das Fräulein« gespielt, das zur berühmten Roman-Trias Andrićs gehört, die er in sehr kurzer Zeit während des Zweiten Weltkrieges schrieb und 1945 publizierte (»Die Brücke über die Drina«, »Wesire und Konsuln« und eben »Das Fräulein«). Damit legte er den Grundstein zu seinem späteren Weltruhm als Autor, das Nobelpreiskomitee begründete seine Entscheidung für Andrić 1961 mit der »epische[n] Kraft, mit der er Motive und Schicksale aus der Geschichte seines Landes gestaltet.« Und bei Andrić kann man immer noch eine Menge lernen über dieses Land.

Wir reisen also durch Andrićs Land, von Banja Luka über Jajce weiter nach Travnik. Eine zentralbosnische Mittelstadt mit heute rund 53.000 Einwohnern, eingebettet in eine grüne Hügellandschaft.

Ein weiterer Burgberg, den wir ersteigen – der Rundblick macht deutlich: eine von der muslimischen Bevölkerungsmehrheit geprägte Stadt mit zahlreichen Minaretten. Fast 67 Prozent der gegenwärtigen Bevölkerung sind Bosniaken, rund 28 Prozent haben sich in der gleichen Volkszählung (2013) als Kroaten bezeichnet, auch hier ist das serbische Element durch den Krieg weitgehend verschwun-



Travnik von der Burg aus

den (so wie umgekehrt die Kroaten und die Bosniaken, die 1991 noch jeweils fast 15 Prozent der Bevölkerung stellten, weitestgehend aus Banja Luka verschwunden sind). Travnik, das im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts unter österreichisch-ungarischer Herrschaft zu einem der wenigen industriell bedeutsamen Standorte in Bosnien wurde, ist nicht unbedingt ein touristisches Highlight, aber es gehört zum Pflichtprogramm – denn hier wurde Ivo Andric geboren.

**S**elbstverständlich suchen wir das Geburtshaus auf. Tatsächlich hat Andric hier in Travnik nur wenig Zeit verbracht, trotzdem wird an ihn ausgiebig erinnert. Denn er hat die Stadt – so wie Višegrad in »Die Brücke über die Drina« – in der Weltliteratur verankert, ist sie doch Schauplatz des zweiten Romans seiner Trilogie. Der deutsche Titel lautet »Wesire und Konsuln« (Andric hat übrigens die Übersetzungen seiner Werke ins Deutsche selbst geprüft und freigegeben, dazu war er ja ohne weiteres in der Lage), der Originaltitel würde aber übersetzt »Chronik von Travnik« lauten. Tatsächlich war die Stadt in osmanischer Zeit ein

*In Travnik – ein Relikt für Aufmerksame*



wichtiges Herrschafts- und Verwaltungszentrum, darum kreist Andrics Buch. Und auch für die neuen Herren seit 1878 war sie wichtig, dass der habsburgische Kaiser hier für immerhin ziemlich genau vier Jahrzehnte herrschte, wird sogar noch sichtbar, gelegentlich muss man nur im richtigen Moment zu Boden blicken. ■

*Teil II: Sarajevo, Mostar, Split folgt.*



# Mit Gerhart, Immanuel und Wenzel durch die Geschichte

## Multimediale digitale Reiseführer durch historische Landschaften jetzt online

VON SABINE GRABOWSKI

**Wir laden ein, auf virtuellen Reisen die ehemaligen deutschen Ostprovinzen in ihrer historischen und gegenwärtigen Vielfalt zu erkunden. Über historische Karten geht es zu Ansichten von Orten und Landschaften in Pommern und Ostpreußen. Die beiden Maskottchen Gerhart (Hauptmann) und Immanuel (Kant) präsentieren zwei digitale Projekte, die von unseren Praktikanten Kathrin Lind und Kevin Müller im Rahmen ihres Praxissemesters im Masterstudiengang Osteuropäische Studien mit Praxisbezug an der Ruhr-Universität Bochum erarbeitet wurden.**

Aus dem umfangreichen Bestand des GHH an Zeichnungen, Postkarten und Fotografien, die dem Haus zur Bewahrung des kulturellen Erbes der historischen deutschen Ostprovinzen zur Verfügung gestellt und übereignet wurden, digitalisierten die beiden Studierenden Objekte aus Pommern und Ostpreußen. Sie erarbeiteten in dem Portal Pageflow multimediale Storytelling-Projekte, denen sie jeweils einen eigenen Schwerpunkt gaben.

So stellte Kathrin Lind einen Reiseführer durch Ostpreußen zusammen, der über eine historische Karte zu verschiedenen Orten in der ehemaligen preußischen Provinz führt. Ihr Blick gilt sowohl den alten Ansichten, mit denen sie die Geschichte der Städte und Landschaften erzählt, als auch der Frage nach den heutigen Patenstädten und der Entwicklung einzelner Aspekte in den letzten 80 Jahren. Immanuel geleitet die Besucher dabei durch Königsberg und erzählt die eine oder andere Anekdote aus der Stadt.

Kevin Müller widmete sich intensiv der pommerschen Geschichte und stellte zahlreiche historische Abbildungen in Beziehung zu gegenwärtigen Ansichten. Ihn faszinierten technische und architektonische Besonderheiten der ehemaligen Provinz, deren Gebiet heute zu Deutschland und Polen gehört. Mit seinen Gegenüberstellungen präsentiert er eine Region, die immer wieder schwer von Kriegen gezeichnet wurde, in der aber gleichzeitig viele historische



Pageflow Reiseführer Ostpreußen mit Avatar



Pageflow Pommern im Wandel der Zeit

### Pageflow Wojciech Szulc-Cholnicki Ermland und Masuren



Unikate überdauerten und bis auf den heutigen Tag gepflegt und geschätzt werden.

Eine ganz andere virtuelle Reise präsentieren wir für die heutige Region Ermland und Masuren: Der Fotograf Wojciech Szulc-Cholnicki hat in den vergangenen 15 Jahren zahlreiche Impressionen aus dem ehemaligen südlichen Ostpreußen gesammelt. Seine eindrucksvollen Schwarz-weiß-Fotografien geben Einblicke in das Alltagsleben, sie zeigen Orte und Tätigkeiten, die überdauert haben und im heutigen Polen fortleben. Mit der Online-Ausstellung seiner Bilder geben wir den Besuchern unserer Homepage die Möglichkeit, seine Kunstwerke bequem von zu Hause aus zu betrachten.

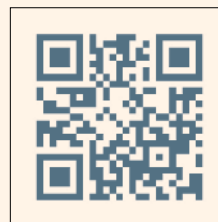
**D**as Wenzel-Jaksch-Forum ist eine seit 2021 bei uns fest eingeführte Veranstaltungsform. Hier finden regelmäßig Vorträge und Diskussionen statt, die sich mit der historischen sudetendeutschen Region beschäftigen. Wer aber ist Wenzel Jaksch? Den Kennern ist der Politiker aus dem Sudetenland eine bekannte und wichtige Figur der politi-

### Wenzel Jaksch Forum



schen Nachkriegslandschaft, doch wie sieht es bei den nachfolgenden Generationen aus? Das Leben und Wirken dieses bedeutenden Politikers, der vor den Nazis fliehen musste, ins Exil nach London ging und nach dem Zweiten Weltkrieg als SPD-Mitglied wichtige Impulse für die politische Landschaft der Bundesrepublik gab, schildert ein eigener Online-Beitrag der Illustratorin Petra Dombrowski. Auf der Grundlage von Quellenmaterial präsentiert sie die Lebensgeschichte von Wenzel Jaksch anhand verschiedener wichtiger Stationen seines Wirkens.

Wir wünschen viel Vergnügen bei der virtuellen Erkundung unserer Online-Angebote. ■



Über unseren QR-Code gelangen Sie direkt zu unseren digitalen Angeboten.

[www.g-h-h.de/ggh-digital](http://www.g-h-h.de/ggh-digital)

### Kurz & Bündig

Das **Osteuropa-Kolleg NRW** ist ein Zusammenschluss universitärer und nicht-universitärer Institutionen, das die Tätigkeiten der Mitglieder im Bereich der Forschung, Lehre und Veranstaltungsorganisation koordiniert und publiziert. Ziel ist es, das breitere Publikum der Region besser zu erreichen, die Kommunikation unter den beteiligten Institutionen zu verbessern und dem Raum Osteuropa in der öffentlichen Debatte eine kraftvolle Stimme zu geben. Beteiligt sind neben der Ruhr-Universität Bochum (RUB), der Friedrich-Wilhelms-Universität Münster u. a. auch Institutionen wie das Ikonen-Museum Recklinghausen, das LWL-Klostermuseum Dalheim, das Polnische Institut

und das GHH. Über das Osteuropa-Kolleg NRW ist das GHH auch mit dem Masterstudiengang Osteuropastudien mit Praxisbezug an der RUB verbunden. Als Teil ihrer Ausbildung können dort Studierende ihr Praxissemester an einer der außeruniversitären Institutionen absolvieren. Im GHH sind die Praktikanten aus Bochum gern gesehene Mitarbeitende. Wir freuen uns deshalb, im kommenden Winter wieder zwei Studierende aus Bochum bei uns im Haus begrüßen zu dürfen.



[www.osteuropa-kolleg.de](http://www.osteuropa-kolleg.de)

# Märchen, Bajki, Kaski. Phantasie verbindet

## Richeza-Preis des Landes NRW für unsere deutsch-polnisch-ukrainische Märchenwoche

VON SABINE GRABOWSKI

**»Nordrhein-Westfalen und Polen gemeinsam für die Ukraine« lautete das Motto des Wettbewerbs um den Richeza-Preis 2022/23. Mit dem nach der polnischen Königin Richeza benannten Preis würdigt das Land Projekte, die sich in besonderer Weise um die deutsch-polnischen Beziehungen verdient gemacht haben. In diesem Jahr lag der Fokus dabei auf Vorhaben, die sich in besonderer Weise der Ukraine und ihren Menschen zuwandten. Für das GHH erhielt Dr. Sabine Grabowski den begehrten Preis und die damit verbundene Förderung einer Märchenwoche im GHH für ukrainische, deutsche und polnische Kinder.**

Im 11. Jahrhundert heiratete die mit den Ottonen verwandte Richeza den polnischen König Mieszko II. Nach dessen frühem Tod kehrte sie mit ihrem Sohn Kasimir ins Rheinland zurück. Sie bedachte die Abtei Brauweiler mit zahlreichen Schenkungen und förderte den Neubau von Kloster und Kirche. Sie starb 1063 in Thüringen, ihre Gebeine kehrten jedoch abermals ins Rheinland zurück und sind heute in einer Seitenkapelle des Kölner Doms zu finden.

Die Geschichte von der klugen Königin, die mit geschicktem Handeln den Familienbesitz sicherte und deren Wirken bis heute in der Abtei Brauweiler sichtbar ist, bildete die Grundlage für die Märchenwoche, an der im Juni 2023 17 Kinder im Alter von sechs bis zwölf Jahren teilnahmen. Es waren vor allem Kinder, deren Familien seit 2022 in Düsseldorf Zuflucht gefunden haben und die Ukrainisch oder Russisch sprechen, aber auch einige nur Deutsch sprechende Kinder. Es gelang dadurch schnell, die Sprachbarrieren zu überwinden und freundschaftliche Kontakte zwischen den Kindern anzustoßen, die auch über die Märchenwoche hinaus andauerten.

Märchen müssen erzählt werden, erst dann entfalten sie ihre ganze emotionale Wirkkraft. Die Düsseldorfer Märchenerzählerin Birgit Fritz brachte den Kindern Märchen aus der Ukraine und Polen auf spannende Weise näher. Spielerisch setzten sich die Kinder mit dem Gehörten auseinander, bastelten und malten. Bei einem Besuch im Polnischen Institut wurden sie

von der aus der Ukraine stammenden Künstlerin Renko in Collagetechniken eingeführt und gestalteten eigene Kunstwerke.

Beim Ausflug zum Märchenwald in Altenberg konnten die Kinder die Grimm'schen Märchen, die in kleinen Häuschen im Wald anschaulich präsentiert werden, kennenlernen oder wiederentdecken. Rapunzel ließ ihr Haar herunter, Rumpelstilzchen tanzte ums Feuer, und der Goldesel spuckte Taler, während auf wundersame Weise die Speisen auf dem Tischleindeckdich erschienen. Fasziniert waren alle von den »Tanzenden Fontänen«, aber auch von der Architektur des Altenberger Doms und der spannenden Geschichte der Grafen von Berg im Bergischen Land.

In den folgenden Tagen ging die künstlerische Auseinandersetzung mit dem Thema weiter. Es wurden Masken für ein gemeinsames Theaterspiel vorbereitet und mit den Proben für die Aufführung begonnen. Außerdem konnten die Kinder im Düsseldorfer Hetjensmuseum eigene Teller mit Märchenmotiven gestalten. Einhörner und bunte Fabelwesen entsprangen ihrer Fantasie.

Der letzte Tag stand im Zeichen der Aufführung des gemeinsamen Theaterspiels »Die Rübe« auf der Bühne des GHH im Eichendorff-Saal. Unter Anleitung der russisch- und ukrainischsprachigen Märchenautorin Viktoria Olbinska entwickelten die Kinder einen Zugang zu dieser in allen drei Ländern bekannten Märchenerzählung. Sie erstellten die Dekoration und übten das Stück unter Begleitung der Pianistin Alexandra Momot ein, um es anschließend Eltern, Freunden und Gästen in einer Aufführung zu präsentieren. Am Ende der Woche gab es zahlreiche positive Rückmeldungen zu der ereignisreichen Woche. Es konnten neue Kontakte geknüpft werden, und die Kinder entdeckten gemeinsam spielerisch ihre (neue) Heimat Düsseldorf. Der Wunsch nach einer Fortsetzung war da sehr naheliegend. Daher wird das GHH auch in diesen Sommerferien wieder eine Märchenwoche für Kinder zwischen acht und zwölf Jahren veranstalten, die sich diesmal auf den Weg machen, die Märchen Europas zu erkunden. ■

Hetjensmuseum Düsseldorf



Polnisches Institut Düsseldorf



Märchenwald in Altenberg



Birgit Fritz



Viktoria Olbinska



Theaterspiel »Die Rübe« im GHH



Das Projekt wird von der Landesinitiative Europa-Schecks des Ministers für Bundes- und Europaangelegenheiten, Internationales sowie Medien und Chef der Staatskanzlei des Landes Nordrhein-Westfalen unterstützt. | In Kooperation mit: Polnisches Institut Düsseldorf, Initiative erLeben e.V.

# Ein Name, der geht.

## Anmerkungen zur Umbenennung der Pfitznerstraße in Düsseldorf

VON WINFRID HALDER

**Endlich, sage ich, ist es so weit: Die Petersstraße wird umbenannt. Unweit davon wohnend, war es mir schon längst eine Pein, dass da immer noch Carl Peters (1856–1918) die Ehre einer Straßenbenennung zuteil wurde. Demselben Peters nämlich, der bereits 1897 aus seiner Funktion als »Kaiserlicher Reichskommissar in Deutsch-Ostafrika« (die damalige Kolonie umfasste vor allem das heutige Tansania, Ruanda und Burundi) entlassen worden war. Zuvor war Peters' rassistische, überaus gewalttätige Amtsführung im Reichstag Gegenstand heftiger Debatten gewesen. Das folgende Disziplinarverfahren führte zur Entfernung von Peters aus dem Staatsdienst, obwohl die von ihm vertretenen kolonialpolitischen Positionen damals in weiten Teilen der deutschen Öffentlichkeit auf Zustimmung trafen. Der Schaudern erregende Spitzname des Pfarrerssohns und promovierten Historikers »Hänge-Peters« sagt wohl genug über sein Gebaren, das bis hin zum Mord reichte.**

**U**nd bezeichnend ist auch, dass der 1918 verstorbene Peters nach 1933 eine rasante posthume Wiederaufwertung erfuhr – bis hin zur Darstellung seines angeblich so patriotischen und heroischen Lebens in einem aufwendig produzierten Propaganda-Spielfilm, der im März 1941 in die deutschen Kinos kam. Angesichts seiner Entstehung unter Kriegsbedingungen, musste Ufa-Star Hans Albers (1891–1960) in der Hauptrolle Peters allerdings auf Rügen

mimen, nicht etwa auf den afrikanischen Originalschauplätzen. Und für die Darstellung der afrikanischen Bevölkerung bediente man sich schwarzer Kriegsgefangener, die zwangsweise als Statisten dienen mussten ...

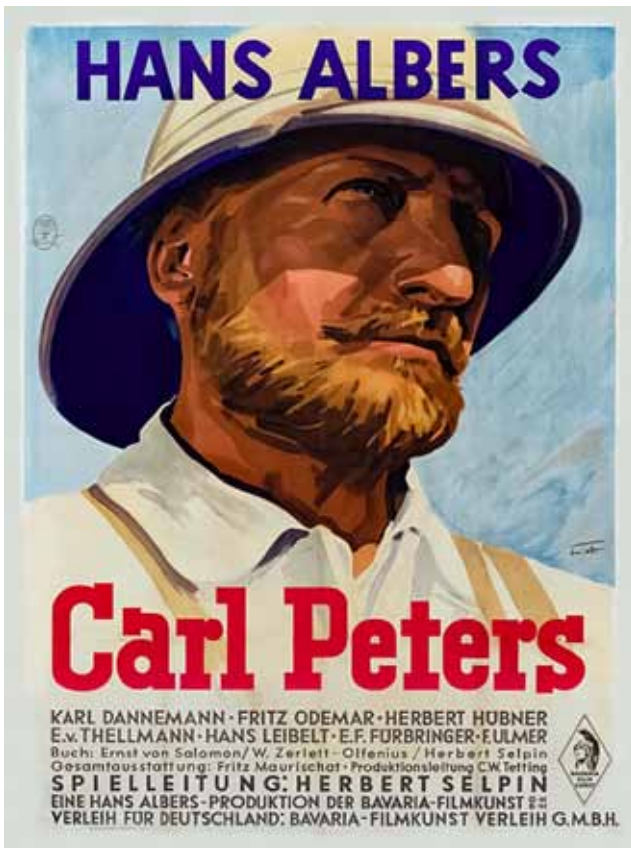
Peters also, ja, noch einmal: endlich! Die anderen, eingehend geprüften und lange diskutierten Umbenennungen von Straßen in Düsseldorf halte ich auch für angebracht, wenn auch nicht in jedem Falle für so zwingend und überfällig wie mit Blick auf Carl Peters. In einem Fall allerdings kann ich ein gewisses Bedauern nicht verhehlen.

**A**uch der Name Hans Pfitzners (1869–1949) wird nämlich von den Straßenschildern verschwinden.<sup>1</sup>

Da bin ich, in gewisser Weise, noch »näher dran«, denn ich wohne seit mehr als anderthalb Jahrzehnten im »Musikantenviertel«, das zu den Stadtteilen Urdenbach und Benrath gehört. Die »klingenden« Straßennamen gefallen mir, auch wenn ich nicht mit allen gleich viel anfangen kann. Händel und Bruckner, ja die sagen mir unmittelbar etwas, an anderen Namen konnte ich meinen Horizont erweitern. Dass der Schwabe Friedrich Silcher (1789–1860), zu dem vielleicht auch manch anderem zunächst nicht so viel einfällt, in Düsseldorf geehrt wird, hat näher besehen schon seine Richtig-

<sup>1</sup> Vgl. [www.duesseldorf.de/fileadmin/Amt41-203/stadtarchiv/aktuell/200123Abschlussbericht\\_Strassennamen.pdf](http://www.duesseldorf.de/fileadmin/Amt41-203/stadtarchiv/aktuell/200123Abschlussbericht_Strassennamen.pdf)

Hans Albers in »Carl Peters«, 1941 Bild: Wikipedia



Ecke Händelstraße/Pfitznerstraße in Benrath



keit, stammt doch nicht zuletzt die bekannteste Vertonung des »Loreley«-Gedichtes von Heinrich Heine (1797–1856) von Silcher.

Nun wird es also ganz in der Nähe ein neues Straßenschild geben, an Hans Pfitzner wird demnach in dieser Form in Düsseldorf nicht mehr erinnert werden. Wenn die Umbenennung im Mai 2024 vollzogen wird, geschieht dies gewissermaßen pünktlich zu Pfitzners 155. Geburtstag, wie auch nicht minder pünktlich zu seinem 75. Todestag. Denn Pfitzner starb am 22. Mai 1949 – er war also gerade kein Zeitgenosse der Gründung der Bundesrepublik Deutschland mehr, deren Grundgesetz am folgenden Tag verkündet wurde. Immerhin bestünde auch jenseits der Straßenumbenennung jedenfalls Anlass, den Blick noch einmal auf Pfitzner zu richten.

**H**ans Pfitzner wurde am 05. Mai 1869 in Moskau geboren. Seine Geburt in der Hauptstadt des damaligen russischen Zarenreiches war, modern gesprochen, durch die durchaus nicht seltene »Fachkräftezuwanderung« dorthin bedingt – Pfitzners aus der Nähe von Leipzig stammender Vater Robert hatte eine Stelle als Geiger an der Moskauer Oper angenommen. Dort lernte er seine spätere Ehefrau und Hans Pfitzners Mutter Wilhelmine kennen, deren deutsche Eltern ebenfalls nach Russland zugewandert waren. Prägend sollten für Hans Pfitzner allerdings seine Kindheits- und Jugendjahre in Frankfurt am Main werden, wo Robert Pfitzner

Konzertmeister des Stadttheaters wurde, als der Sohn erst drei Jahre alt war. Die materiellen Verhältnisse des Elternhauses waren beengt; dass der Fünfzehnjährige seit 1886 das renommierte Hoch'sche Konservatorium besuchen konnte, verdankte er einem Freiplatz, den er aufgrund seiner offenkundig herausragenden musikalischen Begabung zugesprochen bekam. Der Vater hatte ihn schon von Kindesbeinen an zu Operaufführungen ins Orchester mitgenommen, so konnte er bereits ältere Repertoirestücke und neue Werke, nicht zuletzt die Richard Wagners (1813–1883), die ihn nachhaltig beeinflussten. Der Heranwachsende bereits wollte Opernkomponist werden.

Was auf den ersten Blick wie eine »Wunderkind-Karriere« anmuten könnte, war für den jungen Pfitzner mit verletzenden Erfahrungen, nicht zuletzt dem Gefühl der Zurücksetzung verbunden. Um den Platz zum Üben am elterlichen Klavier musste er mit dem zwei Jahre älteren Bruder ringen, der ebenfalls musikalisch begabt war. Später sollte das Verhältnis der Brüder ganz zerbrechen, sodass der Kontakt abbrach. Als junger Erwachsener erreichte Pfitzner nur eine Körpergröße von 1,64 m, was seinem Selbstbewusstsein gewiss nicht förderlich war. Dass er das Mozart-Stipendium des Konservatoriums für die weitere Ausbildung nicht erhalten hat, sondern ein anderer Bewerber vorgezogen wurde, empfand der bereits komponierende Pfitzner als Ungerechtigkeit – die tatsächliche oder vermeintliche Bevorzugung anderer, weniger Begabter

wurde eine beständige Komponente seines Lebensgefühls. Dennoch bildete sich um Pfitzner bereits auf dem Konservatorium ein Kreis von Freunden, die ihn unterstützten, wo und so lange sie konnten. Am engsten wurde die Verbindung mit Paul Cossmann (1869–1942), der selbst vortrefflich Cello spielte und später, nachdem er sich in München niedergelassen hatte, als Musikschriftsteller und -kritiker maßgeblich dazu beigetragen hat, Pfitzners Werk bekannt zu machen. Cossmann stammte aus einem jüdischen Elternhaus, wenn er selbst sich auch als Erwachsener taufen ließ.

**A**nders als der wenige Jahre ältere Richard Strauss (1864–1949) konnte Pfitzner nicht auf die Unterstützung eines vermögenden Elternhauses bauen. Strauss sollte für Pfitzner immer der scheinbar vom Glück begünstigte Konkurrent bleiben, der aus wohlhabenden Kreisen stammte und als Komponist wirklich reich wurde – letzteres sollte Pfitzner nie gelingen. So waren es wieder Freunde und Gönner, welche 1895 die Uraufführung von Pfitzners erster Oper »Der arme Heinrich« ermöglichten. Die Titelpartie sang – unter Verzicht auf ein Honorar – der Tenor Bruno Heydrich (1865–1938), dessen musikalisch begabter Sohn sich für einen anderen Berufsweg entscheiden sollte – Reinhard Heydrich (1904–1942). Längere Zeit blieben Pfitzners Bemühungen, nach dem Ende der Konservatoriumszeit eine ausreichend dotierte Stelle zu finden, ohne dauerhaften Erfolg. Er war inzwischen verheiratet und Vater von drei Kindern, ein viertes Kind verstarb unmittelbar nach der Geburt. Seine ein Jahrzehnt jüngere spätere Ehefrau Mimi Kwast (1879–1926) hatte er gegen den erklärten Willen von deren Eltern im Rahmen einer abenteuerlichen Flucht ins Ausland geheiratet; Mimis Vater war einer von Pfitzners Lehrern am Konservatorium, der ihm offenbar keine ersprießliche Zukunft zutraute.

Schon 1902 lernte Pfitzner in Berlin den wenig jüngeren Arnold Schönberg (1874–1951) als kurzzeitigen Kollegen am Stern'schen Konservatorium kennen – zwei vollkommen verschiedene Musikerpersönlichkeiten, die insbesondere kompositorisch gänzlich andere Wege verfolgten. Den Aufbruch Schönbergs und anderer in kompositorisches Neuland verfolgte Pfitzner durchaus mit Interesse – wenn auch mit wachsender Distanz. Die rasch wieder endende gemeinsame Zeit als Lehrende in Berlin führte zwar zu keinem engeren persönlichen Kontakt, aber auch nicht zu einer wechselseitig negativen Wahrnehmung. Da Pfitzner beim Stern'schen Konservatorium bald wieder ausgeschieden ist, war er neuerlich auf Stellensuche. Aus materiellen Engpässen half Pfitzner immer wieder nicht zuletzt der Berliner Unternehmer und Mäzen Willy Levin (1860–1926), der wie Schönberg jüdischer Herkunft war.

**E**r schaffte es indes immer wieder, auch wohlmeinende Zeitgenossen dauerhaft zu vergraulen ...

**I**m Winter 1907 – Pfitzner war inzwischen 38 Jahre alt – wurde er musikalischer Leiter des Städtischen Orchesters im damals zum Deutschen Reich gehörenden elsässischen Straßburg, später leitete er dort zeitweilig zusätzlich die Oper. Erstmals konnte Pfitzner in Straßburg längere Zeit in einer von ihm als einigermaßen angemessen empfundenen Stellung verbleiben. Zuvor hatte er bereits in Berlin den jungen Bruno Walter (1876–1962)<sup>2</sup> kennengelernt, der, nachdem seine Karriere als Dirigent Fahrt aufgenommen hatte, Pfitzners Werk immer wieder durch Aufführungen förderte. Vermutlich hat Walter auch den Kontakt zu Gustav Mahler (1860–1911) vermittelt. Mahler war seit 1897 Direktor und musikalischer Leiter der kaiserlichen Hofoper in Wien und damit einer der einflussreichsten ausübenden Musiker seiner Zeit. Er galt als bedeutendster Dirigent seiner Generation. Auch Mahlers Ehefrau Alma (1879–1964) – selbst Musikerin und in der Wiener Kunstszene und weit darüber hinaus bestens vernetzt – setzte sich für Pfitzners künstlerisches Fortkommen ein. 1905 sorgte Mahler für eine Aufführung von Pfitzners Oper »Die Rose vom Liebesgarten« in der Wiener Hofoper, die er selbst dirigierte und zum Erfolg führte. Auch wenn Pfitzner von Gustav Mahlers Leistungen als Komponist nicht völlig überzeugt war (diese waren damals insgesamt umstritten), verehrte er ihn bis an sein Lebensende wie keinen anderen zeitgenössischen Kollegen. Auch Gustav Mahler und Bruno Walter stammten aus jüdischen Elternhäusern. In Straßburg wurde 1914 der junge Otto Klemperer (1885–1973), der zuvor erste dirigentische Erfahrungen unter Mahlers Obhut gesammelt hatte, nunmehr unter Pfitzners Leitung Kapellmeister an der Oper.<sup>3</sup> Klemperers und Pfitzners Zusammenarbeit blieb nicht spannungsfrei,

dennoch sollte sich Klemperer immer wieder für den Künstler Pfitzner einsetzen. Der in Breslau geborene Klemperer war seinerseits jüdischer Herkunft. Einer der Vorgänger Klemperers als nachgeordneter Kapellmeister unter Pfitzners Leitung war schließlich 1910/11 der damals ebenfalls noch junge Wilhelm Furtwängler (1886–1954). Mit Walter, Klemperer und Furtwängler stand Pfitzner frühzeitig in Beziehung zu drei Musikerkollegen, die später unter den bedeutendsten Dirigentenpersönlichkeiten des 20. Jahrhunderts rangierten. Zu nennen ist gewiss auch noch George Szell (1897–1970), der von Pfitzner 1917 auf die zuvor mit Klemperer besetzte Stelle geholt wurde, nachdem dieser als Generalmusikdirektor nach Köln berufen worden war. Szell wurde als György Endre Szél in einem jüdischen Elternhaus in Budapest geboren, wuchs in Wien auf und startete seine Pianisten- und Dirigentenkarriere später in Berlin. Auch Szell sollte ein Dirigent von Weltrang werden – wie

<sup>2</sup> Ausführlicher vgl. mein Beitrag zu Walter in WOJ 4/2022

<sup>3</sup> Vgl. ausführlicher mein Beitrag zu Klemperer in WOJ 1/2023

Hans Pfitzner, 1910, gemalt von Lothar von Seebach, Historisches Museum Straßburg Bild: Wikipedia



im Falle Walters und Klemperers blieb ihm freilich angesichts der antisemitischen Verfolgung durch den NS-Staat in weiten Teilen Europas die Emigration in die USA nicht erspart.

**P**fitzner hatte treue Freunde und Unterstützer, die ihn nicht nur als Künstler schätzten, sondern oft genug auch seinen Wortwitz rühmten. Er schaffte es indes immer wieder, auch wohlmeinende Zeitgenossen dauerhaft zu vergraulen und die weitere Verbreitung seiner eigenen Werke selbst zu behindern – obwohl er deren Bekanntmachung als seine zentrale künstlerische Mission betrachtete, und dies keineswegs in erster Linie unter materiellen Aspekten. Er nahm nicht nur zu künstlerischen Gegenwartsfragen ausführlich und öffentlich immer wieder Stellung, sondern er tat dies vielfach in überaus polemischer, auch verletzender Form.

Selbst angesiedelt in einer Phase, in der sich nicht zuletzt die Musik in einem fundamentalen Umbruch befand und viele Künstler (auch Schönberg und sein Schülerkreis) auf der Suche nach völlig neuen Ausdrucksformen waren, positionierte sich Pfitzner immer wieder als dezidiert »konservativ« – oder wurde zumindest so verstanden (obwohl er in seinem eigenen Schaffen durchaus experimentierfreudig war). Und er mischte in seine rabiaten Polemiken nationalistische und auch antisemitische Töne. Es spricht für die Treue und die Pfitzner entgegengebrachte Wertschätzung vieler Freunde, dass sie darüber hinwegsahen oder aber es ertrugen, da für sie der Künstler Pfitzner vor dem maßlosen und wirren Polemiker rangierte. Bruno Walter erinnerte sich später an viele privat mit Pfitzner verbrachte Stunden, »voll leidenschaftlichen Meinungs-austauschs, oft erwärmt durchaus im Gleich-

klang in Enthusiasmus und Ablehnung, oft erregt durch Streit und Uneinigkeit in Fragen, die uns beiden am Herzen lagen«, denn »Pfitzner war ein gewaltiger Streiter, begabt mit Schärfe der Formulierung [...].«<sup>4</sup>

Darüber hinaus versuchte Pfitzner sich bei Aufführungen speziell seiner Opern ein umfassendes Mitspracherecht bei Inszenierung und Besetzung zu verschaffen, am liebsten inszenierte er selbst. Zwar wurde ihm auch als Regisseur hohe Anerkennung zuteil, aber auch an Häusern, die eigene Inszenierungen herausbringen wollten, versuchte Pfitzner sich hartnäckig bis in Detailfragen einzumischen – mit dem Ergebnis, dass mancher Kontakt eingestellt wurde. Gewiss nicht zufällig handelt Hans Pfitzners erfolgreichstes Werk von einem Künstler in einer Umbruchphase, der auf »ewigen« Grundsätzen der Kunst beharrt. An das tatsächliche Leben des Komponisten Giovanni Pierluigi da Palestrina (1525–1594) und die künstlerischen Auseinandersetzungen in dessen Zeit hat sich Pfitzner nur lose angelehnt. Bezeichnenderweise schrieb er das Libretto zu der Oper »Palestrina«, die während seiner Straßburger Jahre entstand, diesmal selbst. Im Juni 1915 war das Werk abgeschlossen. Unter den Bedingungen des Ersten Weltkriegs, der schon ein Jahr im Gange war, wurde die Realisierung der Uraufführung besonders schwierig. Bruno Walter hat sie dennoch in München durchgesetzt, wo er inzwischen musikalischer Direktor der königlich-bayerischen Hofoper war. Am 12. Juni 1917 dirigierte Walter in Gegenwart Pfitzners den »Palestrina« zum ersten Mal öffentlich und die Aufführung wurde zum grandiosen Erfolg, auch weil sein alter Freund Cossmann, inzwischen ein einflussreicher Publizist, das mit beförderte. Der mit Bruno Walter befreundete, damals in München lebende Thomas Mann (1875–1955) war zugegen und seinerseits tief beeindruckt, nicht zuletzt von der literarischen Qualität von Pfitzners selbst verfasstem Operntext. Er besuchte mehrere Aufführungen hintereinander und schrieb einen vielbeachteten Artikel über den »Palestrina« und seinen Schöpfer. Mann, dem ein selbstzentriertes künstlerisches Selbstbewusstsein alles andere als fremd war, blieb jedoch bei persönlichen Begegnungen mit Pfitzner nicht ohne Vorbehalte. Er schrieb darüber noch im Juni 1917 an Bruno Walter, Pfitzner, der gerade seinen bislang größten künstlerischen Erfolg erlebte, sei auch in zwangloser privater Atmosphäre »zum Sich wohlfühlen wohl nicht geboren« und »ein schwieriger, wunder, zwiespältiger Mensch«.<sup>5</sup> Klaus Mann, Thomas

**K**laus Mann [...] erinnerte sich später, dass die Kinder der Familie »nicht viel übrig für den nervösen und giftigen kleinen Herrn mit dem dünnen Ziegenbart« hatten.

Manns ältester Sohn und zum Zeitpunkt der Uraufführung von »Palestrina« 11 Jahre alt, erinnerte sich später, dass die Kinder der Familie »nicht viel übrig für den nervösen und giftigen kleinen Herrn mit dem dünnen Ziegenbart« hatten.<sup>6</sup>

**D**er Erfolg mit »Palestrina« wirkte nicht nachhaltig positiv auf Pfitzner. Empfind der national eingestellte Komponist die Niederlage Deutschlands am Ende des Ersten Weltkriegs an sich schon als unverdiente Katastrophe (und wurde in seiner Wut darüber durch den ebenfalls immer weiter zum Rechtsnationalen werdenden Cossmann nachdrücklich bestärkt), so war dieses Kriegsende zudem auch für Pfitzner persönlich ein Debakel. Denn Elsaß-Lothringen fiel wieder an Frankreich und Pfitzner war als Deutscher gezwungen, seine Straßburger Stelle Hals über Kopf zu räumen. Es folgten eine ganze Reihe von Umzügen, die auch für Pfitzners Frau Mimi und die Kinder naturgemäß belastend waren. Pfitzner führte Verhandlungen mit verschiedenen Opernhäusern, so in Düsseldorf und Wiesbaden, eine Einigung kam nicht zustande, da seine Forderungen hinsichtlich Bezahlung und Kompetenzen als überzogen wahrgenommen wurden. Er übernahm schließlich ohne Begeisterung eine Meisterklasse bei der Preußischen Akademie der Künste, musste aber aus finanziellen Gründen weiterhin Engagements als Gastdirigent und Pianist annehmen. Richard Strauss hatte sich demgegenüber schon vor dem Ersten Weltkrieg mit den Einnahmen aus seinen erfolgreichen Opern eine mondäne Villa in Garmisch bauen lassen und nahm nur noch finanziell attraktive Angebote an.

**Z**war wurden auch Pfitzner Ehrungen zuteil – etwa die Aufnahme in die zivile Klasse des Ordens Pour le mérite 1925 – und er galt in den 1920er Jahren neben Strauss als prominentester dezidiert deutscher Komponist, gleichwohl wuchs seine Verbitterung weiter ins Ungemessene. Besonders nach dem Krebstod seiner Frau im Juni 1926, die nur 47 Jahre alt wurde, gab es keine ihm nahestehende, als Korrektiv wirkende Person mehr. Mimi Pfitzner hatte noch mäßigend auf ihn einwirken können, er blieb zurück mit einem zeitlebens schlechten Gewissen ihr gegenüber, da er seinen künstlerischen Bestrebungen immer Vorrang vor familiären Belangen eingeräumt hatte. Dies schlug sich auch in seinem immer schlechter werdenden Verhältnis zu seinen Kindern nieder. Pfitzners 60. Geburtstag im Jahre 1929 brachte zwar den Höhepunkt der öffentlichen Anerkennung mit sich, Pfitzner blieb jedoch unzufrieden und setzte auch die Selbstdemon-

<sup>4</sup> Bruno Walter: Thema und Variationen. Erinnerungen und Gedanken, Frankfurt/M. 1967, S. 163

<sup>5</sup> Thomas Mann: Briefe I 1889–1936, hg. von Erika Mann, TB-Ausgabe, Frankfurt/M. 1979, S. 137 f.

<sup>6</sup> Klaus Mann: Der Wendepunkt. Ein Lebensbericht, Sonderausgabe, Reinbek 1999, S. 123

Von links nach rechts: Max Reinhardt, Gustav Mahler, Carl Moll und Hans Pfitzner im Garten der Villa Moll, Wien 1905 Bild: Wikipedia



tage fort. Seine neueste Oper »Das Herz« erfuhr 1931 gleich eine doppelte Uraufführung in Berlin und München zugleich. Mit Furtwängler, der »Das Herz« in Berlin herausbrachte und der inzwischen unter anderem Chefdirigent der Berliner Philharmoniker war und als führender deutscher Dirigent galt, überwarf Pfitzner sich, weil er einmal mehr versuchte in eine bereits fertige Inszenierung einzugreifen. Bald darauf mussten Bruno Walter und Otto Klemperer, beide ihrerseits in dirigentische Spitzenpositionen in Berlin und Leipzig aufgestiegen, vor der antisemitischen Verfolgung aus Deutschland fliehen, auch Thomas Mann verließ Deutschland 1933. Mit Mann hatte sich Pfitzner aber schon Jahre zuvor definitiv entzweit, als dieser begonnen hatte, sich für die demokratische Republik einzusetzen. Das Jahr 1933 bedeutete auch für Pfitzner eine Zäsur, aber keine positive. Zwar gehörte er gewiss zu

den vielen nationalistisch und rechtskonservativ eingestellten Demokratiefeinden, die das Ende der Weimarer Republik durchaus begrüßten. Und mit den Nationalsozialisten teilte er manche Überzeugung. Aber schon beim Antisemitismus gab es im Grunde nur eine scheinbare Übereinstimmung. Die prinzipiell rassenideologisch bestimmte Haltung, die keinerlei Differenzierung zuließ, war nicht identisch mit Pfitzners Sichtweise, der – nicht minder absurd, aber eben nicht deckungsgleich – glaubte, zwischen »guten«, nämlich wie er deutsch-national eingestellten und »schlechten«, anderen politischen Überzeugungen anhängenden Juden unterscheiden zu dürfen. In diesem Sinne legte sich Pfitzner sein Verhältnis zu den zahlreichen Menschen jüdischer Herkunft zurecht, die ihn so häufig unterstützt und gefördert hatten. Otto Klemperer hat das rückschauend so zusammengefasst: »Pfitzner war nicht

philosemitisch, aber er war auch kein Antisemit. Er mochte Juden, die er für gute Deutsche hielt, und er haßte alles Internationalistische!»<sup>7</sup>

**D**aher erscheint es auch folgerichtig, dass Pfitzner sich für seinen 1933 verhafteten alten Freund Paul Cossmann mit Nachdruck bei NS-Stellen einsetzte. Denn Cossmann war ja aus Pfitzners Sicht nicht nur – wie er selbst – strikt nationalkonservativ eingestellt, sondern obendrein seit seiner Konversion gar kein Jude mehr. Dass dies aus der rassenideologischen Perspektive der NS-Machthaber keine Rolle spielte, hat Pfitzner möglicherweise nie ganz verstanden – oder wollte es nicht verstehen. So blieb seine Intervention erfolglos, Cossmann wurde erst nach rund einem Jahr Haft im Konzentrationslager Dachau wieder entlassen. Der anschließend völlig zurückgezogen lebende, einst einflussreiche Publizist entging einer erneuten Verhaftung 1938 nicht und ging im Oktober 1942 im Konzentrationslager Theresienstadt zugrunde.

Hitler persönlich ist Pfitzner nur einmal begegnet und das war vermutlich bereits im Frühjahr 1923, als der NSDAP-Chef außerhalb Münchens noch kaum bekannt war. Ausgerechnet vermutlich durch Vermittlung Cossmanns hatte der sich als Musik- und insbesondere Wagner-Freund gerierende Hitler den – allzu bezeichnend – gallenleidenden Pfitzner in einem Münchner Krankenhaus besucht. Das Treffen machte offenkundig auf beide Seiten keinen allzu großen Eindruck, schon gar keinen positiven. Nach 1933 mutmaßte Pfitzner, Hitler habe persönlich dafür gesorgt, dass ihm manche Ehrung vorenthalten blieb. Das mag aber auch damit zu tun gehabt haben, dass der Ruf Pfitzners als unberechenbarer Querulant auch zu den neuen Machthabern gedrungen war. Damit erschien er wohl als jederzeit »vorzeigbarer«, verlässlicher Repräsentant der »Kulturpflege« des NS-Staates als ungeeignet. Da auch Strauss aus der ideologiebestimmten Sicht der Machthaber mindestens ein »unsicherer Kantontist« war, hielten sie sich spätestens seit 1935 vorzugsweise an den künstlerisch epigonalen, jedoch weltanschaulich »passenden« Paul Graener (1872–1944) als eine Art »Staatskomponist«. Und überhaupt sorgte Pfitzner selbst dafür, dass er den neuen Herren ungut in Erinnerung blieb. Er hat auch nach 1933 an seiner Gewohnheit festgehalten, das was er für gerechtfertigte Beschwerden hielt, in ebenso ausführlichen wie polemisch formulierten Denkschriften vorzutragen. Er war also ein Freund des schriftlichen, umso schwerer zurückzunehmenden Wortes. So etwa als er Mitte 1934 nach seinem

»Pfitzner war nicht philosemitisch, aber er war auch kein Antisemit. Er mochte Juden, die er für gute Deutsche hielt, und er haßte alles Internationalistische!«

65. Geburtstag an der Münchner Akademie sang- und klanglos in den Ruhestand versetzt wurde, obwohl er dort gerne weitergewirkt hätte, nicht zuletzt aus finanziellen Gründen. Er wandte sich Unterstützung suchend an Hermann Göring (1893–1946), was in eine überaus erregte persönliche Auseinandersetzung mündete, bei der Göring Pfitzner schließlich mit KZ-Haft und einem Aufführungs-Boycott für seine Werke drohte. Dass Pfitzner sich daraufhin entschuldigte, diente möglicherweise vor allem der Vermeidung des letzteren.

**P**fitzner erhielt zwar auch nach 1933 verschiedene staatliche Preise und Dotationen, blieb aber auch in höherem Alter darauf angewiesen, zum Teil mit weiten Reisen verbundene Engagements als Gast-Dirigent anzunehmen. Andererseits lehnte er es ab, sich an dem gut dotierten Unterfangen von Propagandaminister Joseph Goebbels (1897–1945) zu beteiligen, einen Ersatz für die allbekannte Bühnenmusik zu William Shakespeares »Ein Sommernachtraum« zu schreiben, da diese von dem »Juden« Felix Mendelssohn Bartholdy (1809–1847) stammte. Pfitzner war einfach der Auffassung, dass es nicht möglich sei, eine bessere Musik dafür zu komponieren (was bei seiner Selbsteinschätzung wahrlich etwas heißen will).

Zweifellos fühlte er sich zudem gegenüber Richard Strauss erneut hintangesetzt. Denn der nicht nur als Komponist, sondern auch als Dirigent als »Star« geltende, politisch geschmeidige und durchaus geldaffine Strauss verdiente weiterhin ungleich besser. Strauss war es – wie er 1935 an seinen zeitweilig bevorzugten Librettisten Stefan Zweig (1882–1942) schrieb – völlig

egal, wer da vor ihm saß, solange es sich um »zahlendes Publikum« handelte. So war er 1933 auch bereit gewesen, das primär repräsentative Amt des Präsidenten der »Reichsmusikkammer« von Goebbels' Gnaden entgegenzunehmen. Das musste er niederlegen, nachdem der erwähnte Brief an Zweig, seinerseits Jude, in die Hände der Geheimen Staatspolizei gefallen war. Nachhaltig geschadet hat das Strauss indes nicht. Er war auch, anders als Pfitzner, klug oder jedenfalls taktisch geschickt genug, um zu wissen, wann es besser war, nicht weiter durch provokative Äußerungen aufzufallen. Pfitzner blieb also – jedenfalls in seiner Selbstwahrnehmung ungerechterweise – ohne demonstrative Vorzugsbehandlung. So erhielt er lediglich den Titel eines »Reichskultursenators«, der nicht dotiert war. Und es gab insgesamt 150 Angehörige des »Reichskultursenats«.

Anders als von Pfitzner wohl erhofft, stiegen die Aufführungszahlen seiner Werke nach 1933 nicht. Es verwundert folglich nicht, dass er Angebote aus der zweiten Reihe der NS-Hierarchie annahm. So hat er lediglich ein Auftragswerk geschrieben, das großzügig honoriert wurde. Dass sich

<sup>7</sup> Gespräche mit Klemperer, hg. v. Peter Heyworth, Frankfurt/M. 1974, S. 79

Pfitzner bei der Entstehung der »Krakauer Begrüßung« (1944), eines kurzen Orchesterstücks, ausgerechnet mit Hans Frank (1900–1946) einließ, der als deutscher Verwaltungschef des »Generalgouvernements« im seit 1939 besetzten Polen einer der Hauptverantwortlichen für den Massenmord an jüdischen und nicht-jüdischen Menschen und für zahllose weitere Verbrechen in seinem Zuständigkeitsbereich war, verdunkelt in besonderer Weise sein Andenken. Und schlechterdings unerträglich ist, dass Pfitzner noch 1946, als Frank in Nürnberg als Angeklagter vor dem Internationalen Kriegsverbrechertribunal in Nürnberg stand, diesem eine Art Solidaritätstelegramm sandte.

**P**fitzners letzte Lebensphase nach 1933 brachte ihm also jedenfalls nicht die öffentliche Anerkennung, die er selbst für angemessen hielt. Darüber hinaus setzte sich seine private Misere fort: Nach dem frühen Tod seiner Frau hatte sich das Verhältnis zu seinen drei Kindern ständig verschlechtert. Mit dem um Vermittlung bemühten Cossmann hatte er sich deswegen überworfen. Der krankheitsbedingt ständig pflegebedürftige älteste Sohn starb 1936. Pfitzners Tochter beging wenige Tage nach dessen 70. Geburtstag im Mai 1939 Selbstmord, nachdem es zuvor erneut heftige Auseinandersetzungen gegeben hatte. Dem jüngsten Sohn Peter schließlich, der gerne seinerseits Musiker geworden wäre, verweigerte Pfitzner die Zustimmung dazu und ließ ihn Jura studieren. Komponiert hat er dennoch; im Herbst 1944 ist Peter Pfitzner an der Ostfront gefallen. Damit hatte Hans Pfitzner als 75-Jähriger seine Frau und alle Kinder überlebt. 1943 bereits war sein Münchner Wohnhaus einem Bombenangriff zum Opfer gefallen, bis zum Ende seines Lebens fand er keinen dauerhaften Wohnsitz mehr. Zeitweilig lebte er in einer Flüchtlingsunterkunft in Garmisch, gewissermaßen in Sichtweite der herrschaftlichen Villa, die Richard Strauss sich dort schon 1907/08 hatte erbauen lassen und die er bis zu seinem Tod bewohnte. Zurück in München erhielt Pfitzner 1946 zusammen mit seiner inzwischen geehelichten zweiten Ehefrau Mali Obdach in einem Altersheim. Dort erreichte ihn die Nachricht, dass die US-amerikanische Besatzungsverwaltung ihn als prominenten Künstler unter dem untergegangenen NS-Regime mit Auftrittsverbot belegt hatte. Das hatte auch damit zu tun, dass er – ohne eigenes Zutun – auf der im Herbst 1944 entstandenen »Gottbegnadeten-Liste« stand, welche in Goebbels Propagandaministerium zusammengestellt wurde. Darauf sollten die als Künstler für besonders bedeutsam erachteten Personen festgehalten werden, derer man noch nach dem erwarteten »Endsieg« noch bedürfen würde und die daher keinen Kriegsdienst leisten und andere Vergünstigungen erhalten sollten. Ob Pfitzner

**U**nerträglich ist, dass Pfitzner noch 1946, als Frank in Nürnberg als Angeklagter vor dem Internationalen Kriegsverbrechertribunal [...] stand, diesem eine Art Solidaritätstelegramm sandte.

je erfahren hat, dass er auf der Liste wiederum prompt unmittelbar hinter Richard Strauss eingereiht wurde, ist nicht bekannt<sup>8</sup>. Im Frühjahr 1948 musste sich Pfitzner dem vorgeschriebenen Entnazifizierungsverfahren vor einer Münchner Spruchkammer unterziehen. Für Pfitzner sprach zunächst, dass er niemals Mitglied der NSDAP geworden war, auch von anderen NS-Organisationen hatte er sich ferngehalten (die Mitgliedschaft in der »Reichskulturkammer« war verpflichtend gewesen für ausübende Künstler). Dass Pfitzner aber schließlich als vom Entnazifizierungsgesetz »nicht betroffen« eingestuft wurde, hatte er wohl noch viel mehr einer ganzen Reihe von entlastenden Leumundszeugnissen zu verdanken. Eines der bemerkenswertesten stammte von niemand anderem als vom 1933 emigrierten Arnold Schönberg. Schönberg schrieb im September 1947 über Pfitzner:

»Es war mir immer bekannt, daß er Deutschnationaler im Sinne Richard Wagners, also mit einer kleinen antisemitischen Trübung war. Ich habe ihn in all diesen Jahren [vor 1933] öfters gesprochen. Trotz aller uns trennenden Unterschiede, die künstlerischen inbegriffen, habe ich nie das Gefühl von Aggressivität gehabt. Kein Wunder, daß nach dem Abwandern so vieler musikalischer Kräfte [nach 1933] Pfitzner unter den wenigen, die verblieben, der erstklassige war und als solcher die Anerkennung fand, die ihm früher zu Unrecht nicht immer zuteil geworden war. Wenn das nazistische System für ihn von Vorteil war, so bin ich überzeugt, daß er sich niemals dafür gebeugt, niemals eine Konzession gemacht hätte, Grausamkeiten aber sicherlich verurteilte.«<sup>9</sup>

**A**uch andere frühere Weggefährten setzten sich nicht weniger nachsichtig für den inzwischen fast 80-Jährigen ein. Otto Klemperer ließ es sich nicht nehmen, Pfitzner bei seiner frühen Rückkehr aus der Emigration in den USA nach Europa 1947 im zerstörten München zu besuchen. Auf die Frage, ob er dem unter dürftigen Bedingungen lebenden Pfitzner etwa mit Geld helfen könne, antwortete dieser: »Nein, das Beste wäre, wenn Sie meine Oper ‚Das Herz‘ aufführen könnten.«<sup>10</sup> Das war freilich unter den herrschenden Umständen völlig unrealistisch, offenbart aber einmal mehr wie fanatisch Pfitzner davon überzeugt war, dass schlechterdings nichts wichtiger war als seine Werke bekannt zu machen. Als Bruno Walter in etwa um diese Zeit – seinerseits

<sup>8</sup> Vgl. <https://invenio.bundesarchiv.de/invenio/direktlink/63e49426-8455-4934-9191-09800a5a0b61/>

<sup>9</sup> Zit. n. Johann Peter Vogel: Hans Pfitzner mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek bei Hamburg 1989, S. 111 f.

<sup>10</sup> Heyworth, Gespräche mit Klemperer, S. 80

in die USA emigriert – seine Erinnerungen schrieb, behandelte er Pfitzner ausführlich als einen »großen, eigenartigen, widerspruchsvollen Menschen.« Jede Begegnung mit dessen künstlerischem Schaffen (Walter hatte neben der des »Palestrina« noch mehrere Uraufführungen von Werken Pfitzners dirigiert) habe ihm »Bereicherung und Erhöhung« seines Lebens gebracht. Die Palestrina-Oper sah Walter nach wie vor im Range des »gewaltigsten musikalischen Bühnenwerkes unserer Zeit«<sup>11</sup>.

Es besteht kein Zweifel daran, dass Klemperer und Walter gleichermaßen darüber den Kopf schüttelten, wie der alte Pfitzner sich selbst belog. Als Walter von den USA aus bei Pfitzner brieflich nachgefragt hatte, ob dieser wisse, was aus dem auch ihm vor 1933 gut bekannten Paul Cossmann geworden sei, behauptete Pfitzner in seiner Antwort, dieser sei im Konzentrationslager »sanft gestorben«.<sup>12</sup>

Auch erneute antisemitische Äußerungen Pfitzners gab es, unsäglicher denn je – ein weiterer Beleg dafür, dass ihm die Fähigkeit zu sei es auch nur taktisch bedingter Selbst-Distanz und -Kontrolle völlig abging. Als Pfitzner sich im Herbst 1946 – wie schon 1933 – zudem an öffentlichen Angriffen auf den noch immer in den USA lebenden Thomas Mann beteiligte, war Walter, auch in Kalifornien mit Mann weiterhin in freundschaftlichem Kontakt, ebenfalls entsetzt gewesen. Mann vermied es in seiner öffentlichen Replik Pfitzners Namen zu nennen, die näher Informierten wussten aber ohne Zweifel, wen er meinte, als er von dem »namhaften alten Tonsetzer in München, treudeutsch und bitterböse« sprach. Und an Walter gerichtet meinte Mann brieflich: »Nun der Mann hat sein Leben lang viel zänkischen Unsinn geredet, und so legt man's zum übrigen.«<sup>13</sup>

**A**m 22. Mai 1949 ist Hans Pfitzner, zuvor schon lange gesundheitlich angeschlagen, einige Tage nach seinem 80. Geburtstag in Salzburg gestorben. Ein einziges Mal war er Richard Strauss voraus, denn dieser starb erst einige Monate später ... Und noch nach seinem Tod erfüllten sich Pfitzners Wünsche nicht so wie er das gewollt hatte: Er erhielt ein Ehrengrab, aber nicht wie testamentarisch von ihm bestimmt, neben seiner ersten Ehefrau Mimi in Schondorf am Ammersee, sondern auf Veranlassung der Wiener Philharmoniker auf dem Wiener Zentralfriedhof. Und hätte Pfitzner noch erfahren, dass man ihm nicht einen Platz im dem Grabfeld zuwies, in dem Ludwig van Beethoven, Franz Schubert, Johannes Brahms und andere musikalische Genies ruhen,

<sup>11</sup> Walter, Thema und Variationen, S. 155 bzw. 291

<sup>12</sup> Vgl. Heyworth, Gespräche mit Klemperer, S. 81

<sup>13</sup> Zit. n. Vogel, Pfitzner, S. 86

sondern schräg gegenüber neben etlichen österreichischen Politikern, darunter nicht wenige Sozialdemokraten: er hätte gewiss nicht versäumt, auch den Wiener Magistrat mit seinen stets geharnischten Denkschriften zu überziehen ...

Nein, der Mann war als Namensgeber einer Straße nicht zu retten, die zuständige Düsseldorfer Kommission hat dem Stadtrat bezüglich Hans Pfitzner eine richtige Empfehlung gegeben. Übrigens sind Benennungen nach Pfitzner andernorts schon ungleich früher ersetzt worden.<sup>14</sup> Wieder andere Kommunen haben sich allerdings für eine Beibehaltung entschieden, jedoch mit ausführlicher Kommentierung.<sup>15</sup> Und was bleibt? Die Erinnerung an einen »schwierigen, wunden, zwiespältigen« Menschen, der sich selbst immer wieder geschadet und der sich auch selbst in die erinnerungspolitische Sackgasse manövriert hat. Aus der führt dann in Kürze die Clara-Schumann-Straße heraus, sobald die Umbenennung erfolgt ist.

**U**nd sonst? Bleiben sollte auch die Erinnerung an einen künstlerisch herausragend begabten Menschen, der viel persönliche Unbill erlitten hat, und der das Unglück hatte in das »Zeitalter der Extreme« (Eric Hobsbawm) zu geraten. Und der es mindestens zugelassen, ja provoziert hat, ihn unter diejenigen einzureihen, die immerhin zeitweilig und partiell auf der Seite des mörderischen, rassistischen NS-Regimes standen. Wenn Pfitzner dabei fest überzeugt war, jenseits der Politik eine »Mission« zu haben und der, nämlich seiner Kunst dienen zu müssen, macht es das keineswegs besser,

allenfalls im hermeneutischen Sinne verständlicher. Insofern taugt er noch immer als Beispiel – aber als abschreckendes. Denn nichts rechtfertigt es, sich – sei es ganz bewusst oder auch nur aus mangelnder politischer Einsicht – mit Mördern und Verbrechern gemein zu machen.

Und schließlich? Da ist immer noch Hans Pfitzners Musik. Der dunkle Glanz der Palestrina-Musik mindestens kann immer noch faszinieren. Sie hat, wie Bruno Walter meinte, »alle Elemente des Unvergänglichen«<sup>16</sup>. Und man muss beim Zuhören auch nicht ständig an die menschlichen und politischen Irrtümer des Urhebers denken. Vergessen darf man sie aber auch nicht. ■

<sup>14</sup> [www.faz.net/aktuell/rhein-main/umstrittene-strassennamen-das-wenden-einer-braunen-weste-17208823.html](http://www.faz.net/aktuell/rhein-main/umstrittene-strassennamen-das-wenden-einer-braunen-weste-17208823.html)

<sup>15</sup> So in Salzburg: [www.stadt-salzburg.at/fileadmin/landingpages/stadtgeschichte/nsprojekt/strassennamen/biografien/pfitzner\\_hans-v1.pdf](http://www.stadt-salzburg.at/fileadmin/landingpages/stadtgeschichte/nsprojekt/strassennamen/biografien/pfitzner_hans-v1.pdf)

<sup>16</sup> Zit. nach Vogel, Pfitzner, S. 116

Buchrezension von Antje Olivier

## »Als die Stadt brannte. Erzählungen gegen den Krieg«

Arno Surminski

Arno Surminski, Jahrgang 1934, wurde im damals ostpreußischen Jäglack/Jegławki, Kreis Angerburg, geboren. Kein lebender ostpreußischer Autor hat uns über ein halbes Jahrhundert so viele berührende und authentische Geschichten, Anekdoten und Romane hinterlassen. Dass er nach 32 Publikationen im Jahre 2023 inmitten des Ukraine-Kriegs und des israelisch-palästinensischen Konflikts (Krieg widerstrebt mir zu sagen) die Kraft fand, poetische Gedanken »gegen den Krieg« zu formulieren, ist wahrlich zu bewundern.

Schon die Anti-Kriegs-Zitate statt eines belehrenden Vorwortes lassen aufhorchen: »Der wirkliche Heroismus besteht darin, dass man nicht unter der Fahne der Aufopferung, Hingebung, Uneigennützigkeit kämpft, sondern gar nicht kämpft.« (Fr. W. Nietzsche) Oder: »Kriegsmüde hat man immer zu sein, das heißt nicht nachdem, sondern ehe man den Krieg begonnen hat.« (Karl Kraus). Es folgen 22 angenehm kurze Erzählungen zwischen 2 und 20 Seiten, die in ihrer verkürzenden Schlichtheit kaum mit den früheren Werken Surminskis zu vergleichen sind. Dass sich darin Kriegserinnerungen widerspiegeln, ist bei ihm selbstverständlich (und das erwartet seine zahlreiche Leserschaft auch), doch alles bekommt eine andere, neue und poetische Sicht.

Zum Autor: Arno Surminskis Eltern wurden 1945 aus Ostpreußen in die Sowjetunion deportiert und sind in einem jener sibirischen Schreckenslager umgekommen. Der 10-jährige durchquert das zerstörte Ostpreußen, geht heimlich über die Grenze nach Deutschland und kommt bei entfernten Verwand-



Buchtitel: ©Verlag

ten in Schleswig-Holstein unter. Von 1955 bis 1957 arbeitet er als Holzfäller in Kanada, kehrt dann nach Deutschland zurück und nimmt eine Stelle in einer Hamburger Versicherungsgesellschaft an, bevor er später als freier Wirtschaftsjournalist tätig wird. Hamburg ist die Stadt, in der er zum Schriftsteller wird. Sein Debütroman »Jokehnen oder Wie lange fährt man von Ostpreußen nach Deutschland?« aus dem Jahr 1974 erlebt 20 Auflagen und wird erfolgreich verfilmt. Es folgen weitere Bestseller, begleitet von zahlreichen Literaturpreisen. »Wer über Ostpreußen schreibt, ist ein Revanchist«, hörte man oft in den ersten Nachkriegsjahren aus westdeutschen Kritikerkreisen, denen das Schicksal von 14 Millionen Vertriebenen relativ egal zu sein schien. Der neue Erzählband von Surminski belegt wieder einmal das Gegenteil.

Übrigens: Auf seinem Feriengrundstück in Wacken/Holstein hat Arno Surminski, der am 20. August 2024 seinen 90. Geburtstag feiert, über 10.000 Bäume für den Frieden, für das Klima und für all seine Leser und Leserinnen gepflanzt. Schließlich war er ja mal Holzfäller. ■

### Anmerkung der Redaktion

Diese und die auf der folgenden Seite gezeigte Publikation können in unserer Bibliothek entliehen werden.

Buchrezension von Rüdiger Goldmann

## »Roter Hunger. Stalins Krieg gegen die Ukraine«

Anne Applebaum

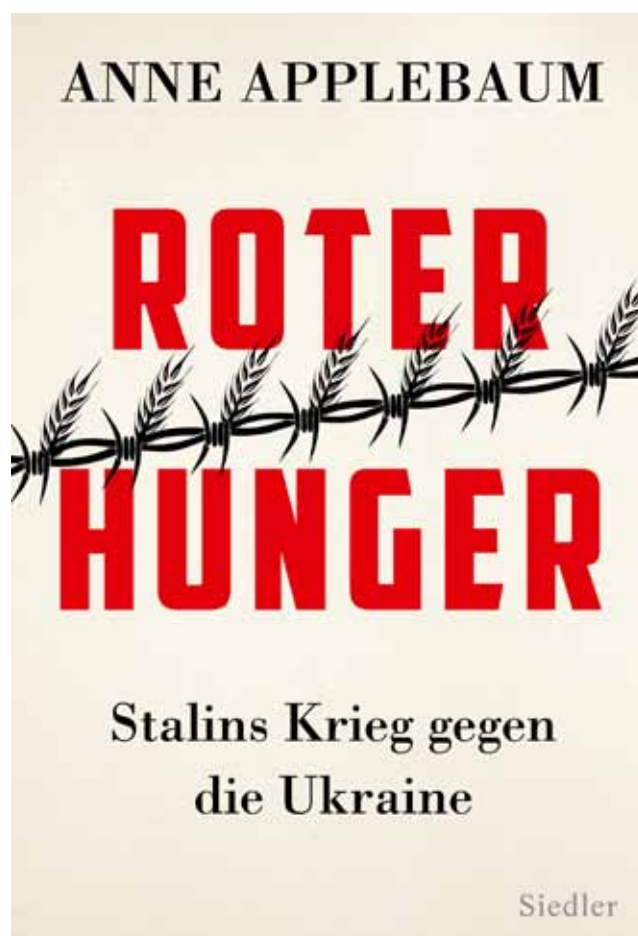
Anmerkungen zum russischen Krieg  
Die Verbrechen wiederholen sich

Putins Russland führt einen doppelten Krieg gegen die Menschen und gegen den ukrainischen Staat, und trotz westlich-europäischer Hilfe in vielen Bereichen fragt man sich: Wie kann das grausame Wüten der russischen Verbrecherclique gestoppt werden? Kann die Ukraine die russisch besetzten Gebiete militärisch oder politisch zurückerobern?

**E**in Rückblick auf die sowjetisch-russische Politik gegenüber dem besiegten Deutschland und den nach 1945 von Russland und seinen kommunistischen Kollaborateuren errichteten Satelliten in Mittel- und Osteuropa kann hier große Besorgnis auslösen. Denn es hat rund 45 Jahre gedauert, bis sich die Unterworfenen durch einen russischen Regimewechsel, eigene Widerstandsleistungen und den wirtschaftlichen Niedergang des Kommunismus von der Zwangsherrschaft Moskaus befreien konnten. Um den Ernst der Lage richtig einzuschätzen, sollten Deutsche das erschütternde Buch »Roter Hunger« von Anne Applebaum, gründlich studieren, das vor dem jetzigen Putinschen Krieg erschienen ist.

Die Moskauer Ideologen wollten die Kollektivierung, die vielfachen Enteignungen von Landbesitz und Vieh, die Zwangseingliederung in Kolchosen gegen eine Mehrheit der Bauern rücksichtslos erzwingen. Brutale Strafen, Inhaftierungen, Konfiskationen und Deportationen folgten auf den dann eingetretenen Produktionsrückgang und der hinhaltende Widerstand der Ukrainer in den Jahren 1930 bis 1934. Die Folge war eine unvorstellbare Hungersnot – der Holodomor.

Der Moskauer Kampf, ausgeführt von russischen und ukrainischen Kommunisten richtete sich nach J. W. Stalin zugleich gegen die »ukrainischen Nationalisten im Bündnis mit



Buchtitel: ©Verlag

imperialistischen Interventionisten«. Stalin beschuldigte die Ukrainer, das Sowjetsystem untergraben und den Kapitalismus wiederherstellen zu wollen. Während Millionen dem Hungertod und der Verfolgung preisgegeben waren, exportierte Russland Getreide ins Ausland.

**A**pplebaum nennt erschreckende Zahlen: 3,9 Millionen zusätzliche Tote, davon 3,5 Millionen auf dem Land und 400.000 in den Städten, davon 90 Prozent im Jahr 1933. Die 31 Millionen Ukrainer (1930) hatten 13 Prozent direkte Verluste, dazu kamen 600.000 Geburtenverluste. Masseninhaftierungen und -deportationen führten zu einem massiven Arbeitskräftemangel. Chruschtschow äußerte zynisch, die Ukrainer seien nur wegen ihrer großen Zahl dem Vertreibungsschicksal der Tschetschenen, Krimtataren, Polen, Wolgadeutschen usw. entgangen. Die Verluste der ukrainischen Bevölkerung wurden durch russische Neusiedler ersetzt, was zu einer Russifizierung führte. Ukrainische Kom-

munisten wie Kosior<sup>1</sup>, Tschubar<sup>2</sup> und Postyschew<sup>3</sup> wagten keinen Widerstand gegen Stalin<sup>4</sup>, Molotow<sup>5</sup> oder Kaganowitsch<sup>6</sup>, was mit Vertreibung, Gefängnis und Hinrichtung bestraft wurde. Im Zuge der Großen Säuberung ließ Stalin auch diese ehemaligen Gefolgsleute hinrichten (1938).

**A**cht Millionen Menschen fehlten bei der Volkszählung von 1937. Der Holodomor wurde tabuisiert, geleugnet und vertuscht. Das Ergebnis der Volkszählung wurde von Stalin angezweifelt, der Leiter des zuständigen Amtes entlassen und hingerichtet. Durch Lügen und Fälschungen wurde das Ergebnis auf 170 Millionen (der gesamten Sowjetunion) hochgerechnet.

Die Sowjetdiktatur bediente sich willfähriger Kommunisten und der gegen die Kulaken (Mittelbauern) aufgehetzten Dorfarmen, um auch noch die letzten Lebensmittel und Getreidevorräte zu erpressen und zu finden. Mit einem drakonischen »Strafgesetz« von 1932 wurde selbst der kleinste Mundraub der Hungernden verfolgt: *»Als Strafmaßnahme für Diebstahl (Plünderung) von Kolchosen- und Genossenschaftseigentum ist das höchste Maß sozialer Verteidigung anzuwenden: Erschießung und Beschlagnahmung des gesamten Besitzes, das bei mildernden Umständen in eine Freiheitsstrafe von nicht unter 10 Jahren und Beschlagnahmung des Eigentums umgewandelt werden kann.«*

Die Folgen waren:

- 4.500 Hinrichtungen schon 1932 nach sechs Monaten des Inkrafttretens.
- 100.000 Verurteilungen zu 10 Jahren Arbeitslager.
- Die Todesrate im GULAG – 15,3 Prozent im Jahre 1933.

**A**uch die Häuser der Verhafteten wurden zerstört, zahlreiche Beispiele von Misshandlungen und Foltermethoden werden angeführt. In der Mitte des Buches ergänzen grausame Fotos die Verbrechen. Die meisten Opfer dieser kommunistischen Politik gab es in den Gebieten Kiew und Charkiw. Die jüdische und die polnische Bevölkerung waren von den Verfolgungen in geringerem Maße betroffen, da sie nicht Teil der ukrainischen Nationalbewegung waren und die Juden in den meisten Fällen über keinen Grundbesitz verfügten. Applebaum weist darauf hin, dass der deutsche Konsul Andor Hencke, der von 1933 bis 1936 in Kiew tätig war, den deutschstämmigen Ukrainern große Hilfe geleistet hat.

<sup>1</sup> Kosior, Stanislav Vikent'evič (1889–1939)

<sup>2</sup> Čubar', Vlas Jakovlevič (1891–1939)

<sup>3</sup> Postyšev, Pavel Petrovič (1887–1939)

<sup>4</sup> Stalin, Josif Vissarionovič (1878–1953)

<sup>5</sup> Molotov, Vjačeslav Michajlovič (1890–1986)

<sup>6</sup> Kaganovič, Lazar' Moiseevič (1893–1991)



Anne Applebaum Bild: © Wikipedia, Hb19821970

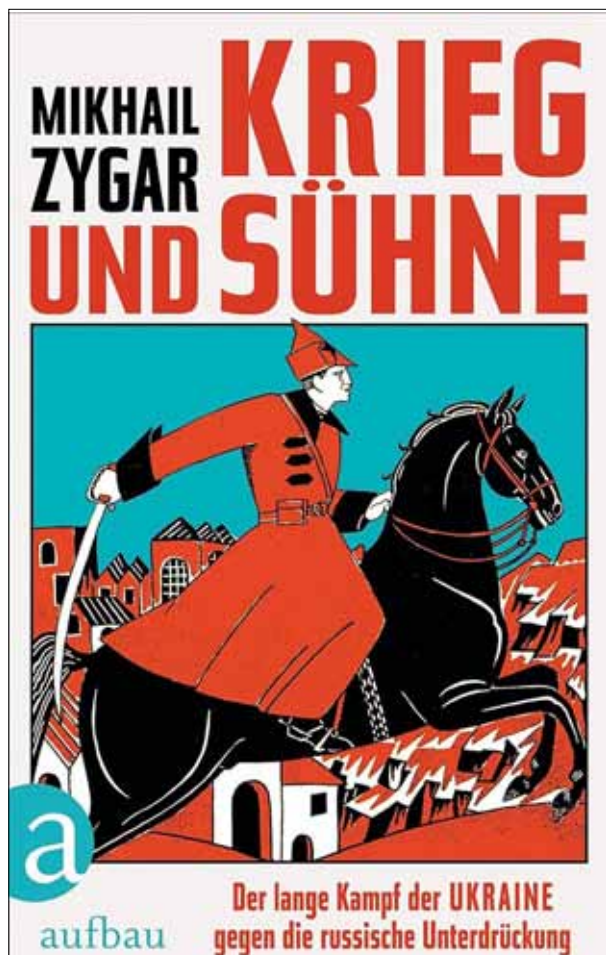
Diese schreckliche Periode der ukrainischen Geschichte ist nicht vergessen und macht den opferreichen Widerstand gegen den russischen Versuch, die Ukraine erneut zu unterjochen, verständlich. Jetzt gilt es, dem russischen Imperialismus entgegenzutreten, um das Selbstbestimmungsrecht der Ukraine zu sichern.

Gab es keinen ernsthaften Widerstand gegen die stalinistischen Verbrechen? Applebaum zitiert hier Martenjan Rjutin<sup>7</sup>, der die Kollektivierung als Zwangsmaßnahme mit negativen Folgen kritisierte und zum Sturz der stalinistischen Diktatur aufrief (1932). Er und 21 weitere Personen wurden verhaftet, als Konterrevolutionäre verurteilt und erschossen, darunter Rjutins Frau und seine beiden erwachsenen Söhne.

Die verbrecherische Politik Stalins soll auch ein Grund für den Selbstmord von Stalins Frau Nadežda S. Allilujeva am 9. November 1932 gewesen sein, der aus politischem Kalkül geleugnet wurde. ■

<sup>7</sup> Rjutin, Martemjan Nikitič (1890–1937)

## Die Bibliothek im Gerhart-Hauptmann-Haus – eine Auswahl unserer Neuzugänge



Buchtitel: ©Verlag

### Mikhail Zygar Krieg und Sühne

Mythen haben Russlands Krieg gegen die Ukraine den Boden bereitet. Von der Erfindung eines geeinten russischen Volks bis zum Narrativ einer russischen Krim – russische Propaganda nimmt die Ukraine und ihre Geschichte seit Jahrzehnten in Geiselhaft. In seinem die Jahrhunderte umspannenden Buch führt uns Mikhail Zygar an der Entstehung ukrainischer Staatlichkeit entlang zu den Ursprüngen von Russlands Imperialismus – und weist so den Weg aus dessen zerstörerischen Wahnvorstellungen: »Wir müssen aufhören zu glauben, dass wir etwas Besonderes sind, aufhören, uns als Zentrum der Welt zu sehen, als Ihr Gewissen, ihre Quelle der Spiritualität. Das ist alles Blödsinn.«



Mikhail Zygar Bild: Wikipedia

Der russische Journalist und Autor Mikhail Zygar wurde 1981 in Moskau geboren. Von 2010 bis 2015 war er als Chefredakteur für den unabhängigen russischen Fernsehsender »Doschd« tätig. 2015 erschien sein Bestseller »Endspiel – Vladimir Putins Metamorphosen«. Es folgten zahlreiche weitere Bücher und mit »1917. Free History« rief er ein Online-Projekt über die Russische Revolution ins Leben. Nach dem russischen Angriff auf die Ukraine startete er eine Online-Petition gegen den Krieg und verließ kurz darauf das Land. Zygar lebt derzeit in Berlin und arbeitet seit 2022 als Kolumnist für den Spiegel.



## Roland Leonhardt Kafka im Büro



dort. Das Büro nahm eine herausragende Stellung in seinem Leben ein, welches er nur im Schreiben ertragen konnte. »Kafka im Büro« zeichnet das umfassende Porträt eines der bekanntesten deutschsprachigen Autoren, der durch die Hölle seines Kopfes gehen musste, um ein einzigartiges Werk zu schaffen.

**D**er große Schriftsteller Franz Kafka, dessen Name und Werk nach seinem Tod weltbekannt wurden, war ein Versicherungsbeamter wider Willen. Er war zeitlebens an einen Ort gebunden, der für ihn Inspirationsquelle und Höllenqual zugleich war: das Büro. Tatsächlich verbrachte der Beamte die meiste Zeit seines kurzen Lebens gerade

## Klaus Bachmann Die Geisterfahrer



der Warschauer Historiker und Politologe Klaus Bachmann, über den der Fädenzieher der PiS, Jaroslaw Kaczyński, einmal sagte: »Bachmann sollte aus Polen ausgewiesen oder ganz einfach festgenommen werden«.

**N**ach acht Jahren wurde in Polen die PiS-Regierung abgewählt. Man feierte, dass die Gängelung von Gerichten und Presse nun vorbei sei. Doch auch nach der Vereidigung von Donald Tusk zum neuen Ministerpräsidenten ist die PiS-Partei nicht bereit, die Macht abzugeben. Diese Flugschrift schildert den schwierigen Weg vom kontrollbesessenen PiS-Regime zu einer demokratischen Staatsführung. Autor ist

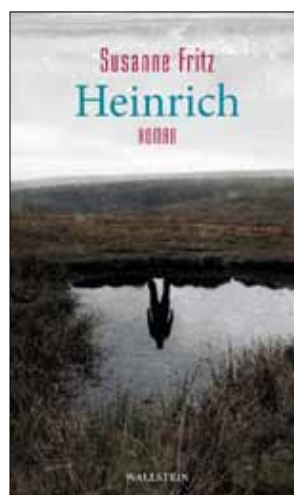
## Ilko-Sascha Kowalczyk Walter Ulbricht



entdeckt er nicht nur den Funktionär Ulbricht neu, sondern beschreibt ihn auch als Menschen, wie es bislang nicht zu lesen war. Ilko-Sascha Kowalczyks monumentales Werk ist mehr als eine einfache Biografie. Es ist auch eine Geschichte des Kommunismus und des zerrissenen 20. Jahrhunderts.

**W**alter Ulbricht war einer der einflussreichsten deutschen Politiker des 20. Jahrhunderts. Ilko-Sascha Kowalczyk beschreibt den Aufstieg des um die Jahrhundertwende in Leipzig geborenen Sohnes eines Schneiders zum Führer der deutschen Kommunisten, der zum eigentlichen Gründer der DDR wurde und 1961 die Mauer errichten ließ. Dabei

## Susanne Fritz Heinrich



einzutreten und an der Ostfront zu kämpfen. Er gerät in russische Kriegsgefangenschaft und kommt erst Jahre nach Kriegsende nach Westdeutschland. Hier gründet er eine Familie und legt den Grundstein für seine Karriere.

**H**einrich ist Friedensaktivist und erfolgreicher Architekt. Erst durch seine Tochter ist er gezwungen, sich mit seiner facettenreichen Vergangenheit auseinanderzusetzen. In der Kindheit hatte er es als Angehöriger der deutschen Minderheit in Polen und als Kind einer alleinerziehenden Frau nicht leicht. Als 1939 der Krieg ausbricht, sieht er eine Entwicklungsmöglichkeit für sich darin, in die Armee



# Ein Abschied, vorläufig.

## Michael Serrer gibt die Leitung des Literaturbüros NRW ab

VON WINFRID HALDER

**Den Eichendorff-Saal des Gerhart-Hauptmann-Hauses bis zum letzten Platz, ja sogar ein Stück darüber hinaus zu füllen, ist nicht leicht, das wissen wir zur Genüge. Wenn da rund 150 Menschen zusammenkommen, obendrein am Vorabend eines Feiertages, der zum Kurzurlaub einlädt, dann findet etwas ganz Besonderes statt, das steht fest.**

Und die Verabschiedung von Michael Serrer war etwas ganz Besonderes, wahrhaftig. Nach 26 Jahren hat er die Leitung des Literaturbüros NRW abgegeben. Dass darauf ein »Ruhestand« folgen soll, das vermochten sich viele der Anwesenden nicht recht vorzustellen, wohl auch der Gefeierte selbst nicht so ganz. Es bleibt dennoch eine Tatsache, dass der versierte Literaturwissenschaftler, der begnadete Literaturvermittler, der immer mit Klugheit, Empathie und liebevollem Humor vorgehende Moderator ungezählter Lesungen und Diskussionen mit nicht immer einfachen Autorinnen und Autoren, dass Michael Serrer also die Hauptverantwortung für die weitere Arbeit des Literaturbüros in andere Hände abgegeben hat.

Eine Vielzahl von Gästen aus Kultur und Politik wollte es sich also an diesem Abend nicht nehmen lassen, die Arbeit des nach mehr als zweieinhalb Jahrzehnten scheidenden Leiters zu würdigen. Herausragendes Merkmal aller Ansprachen des Abends (und das waren doch einige) war nicht nur ein unisono vorgetragenes Loblied auf die enorme inhaltliche Qualität und Breite sowie die stupende Konstanz seines Wirkens (ja, da liebt einer die Literatur wirklich ein Leben lang), sondern Einigkeit herrschte insbesondere auch in einem noch wichtigeren Punkt: da agierte stets ein besonderer Mensch. Der Begriff des »Menschenfreundes« wirkt allzu leicht abgegriffen, floskelhaft, indes – bei Michael Serrer ist er im ursprünglichsten und besten Sinne angebracht. Und diesen Begriff wirklich mit Leben zu füllen, das kann man nicht lernen (wie etwa fachliche Kompetenz), ein Menschenfreund muss man einfach sein – oder man ist eben keiner. Einfach? Oh nein!

Die Rednerinnen und Redner, die sich da – natürlich in der jeweils eigenen Art formuliert – im Grundtenor einig waren, konnten, recht besehen, eigentlich unterschiedlicher nicht sein: Düsseldorfs Bürgermeister Josef Hinkel vertrat die Landeshauptstadt, die wie das Land Nordrhein-Westfalen zu den Förderern des Literaturbüros zählt. DFB-Präsident Bernd Neuendorf sprach in seiner Eigenschaft als früherer Kulturstaatssekretär der Landesregierung, wusste aber auch nicht ohne Augenzwinkern offenzulegen, dass es im Leben des Gefeierten mit, vor (und nach?) der Literatur auch die Dimension »Fußball« gab und gibt. Beate Möllers aus dem Ministerium für Kultur und Wissenschaft konnte ihrerseits auf eine vieljährige Verbindung mit Michael Serrer zurückblicken, die sich keineswegs in der Rubrik »Bürokratisches« erschöpfte. Wohlwollende »Rückendeckung« hatten beide durch die ebenfalls anwesende frühere Schulministerin Sylvia Löhrmann. Andreas Bialas MdL, nicht zuletzt Vorsitzender des Trägervereins des Literaturbüros, zeigte, wie frappierend genau manches Gedicht aus prominenter Feder offenbar auf den Gefeierten hin geschrieben wurde, wenn man nur geringfügige Textadaptionen vornimmt. Sollte er sich irgendwann entschließen, aus der aktiven Politik auszuscheiden, dürfte niemand aus der Zuhörerschaft Zweifel haben, dass Bialas dann als fulminanter Rezitator weiterhin gefragt sein wird. An Verve und Brillanz im Vortrag wurde er allenfalls von dem Multitalent Martin Baltscheit übertroffen, der Michael Serrer zu Ehren seine Geschichte »Vom Löwen, der nicht schreiben konnte« so vortrug, dass er das vielköpfige Publikum in ebenso stürmische Begeisterung versetzte wie früher schon ungezählte Kindergartengruppen und Schulkassen. Dass er das fast ganz am Ende des vorausgehenden Rede-Marathons zuwege brachte, spricht für sich.

Nicht alle Rednerinnen und Redner, die sich zum Teil vertreten lassen mussten, sollen hier aufgezählt werden. Unerwähnt darf aber nicht Dr. Walter Engel bleiben. Der frühere Direktor des Gerhart-Hauptmann-Hauses wies nämlich, sehr zu Recht, auf eine Facette des vielfältigen



Wirkens von Michael Serrer hin, die leicht übersehen werden könnte, nämlich seinen intensiven Einsatz auch für Autorinnen und Autoren aus unseren östlichen Nachbar- und Partnerländern. Serrer hat das Ende der 1980er Jahre von Walter Engel begründete Literaturforum Ost-West stets engagiert mitgetragen – und zwar auch schon als dort Autorinnen und Autoren die Möglichkeit bekamen, sich vorzustellen, die mindestens einem (west-)deutschen Publikum damals kaum oder überhaupt nicht bekannt waren. Sein Gespür für literarische Qualität hat er auch dadurch unter Beweis gestellt, sind doch dem Kreis der seinerzeit noch weitgehend Unbekannten mit Imre Kertész, Herta Müller und Olga Tokarczuk nicht weniger

als drei spätere Literaturnobelpreisträger (2002, 2009 bzw. 2018) hervorgegangen.

**D**ass Michael Serrer in seiner abschließenden Replik so viel Lob mit gewohnter Bescheidenheit quittierte und die Gelegenheit nutzte nicht zuletzt seiner teilweise anwesenden Familie zu danken, fügte sich bestens in das Gesamtbild des scheidenden langjährigen Leiters des Literaturbüros NRW. Lassen wir hier im Gerhart-Hauptmann-Haus ihn, der auch unser Haus ungezählte Male bereichert hat, so einfach ziehen? Gewiss nicht! Ideen gibt es schon für die weitere Zusammenarbeit. Er weiß es nur noch nicht. Aber bald. ■



Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus  
 Deutsch-osteuropäisches Forum  
 Bismarckstr. 90, 40210 Düsseldorf  
 0211 16 99 111, sekretariat@g-h-h.de  
 www.g-h-h.de, @gerharthauptmannhaus

#### ÖFFNUNGSZEITEN

Verwaltung Mo-Do 08.00 – 12.30 Uhr und 13.00 – 17.00 Uhr  
 Fr 08.00 – 14.00 Uhr

Bibliothek Mo-Mi 10.00 – 12.30 Uhr und 13.30 – 17.00 Uhr  
 Do 10.00 – 12.30 Uhr und 13.30 – 18.30 Uhr

Ausstellungen Mo+Mi 10.00 – 17.00 Uhr  
 Di+Do 10.00 – 19.00 Uhr  
 Fr 10.00 – 14.00 Uhr  
 Sa auf Anfrage, So und Feiertag geschlossen

#### IMPRESSUM

WOJ 30. Jg. – 1/2024 ISSN 0947-5273

#### HERAUSGEBER

Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus  
 Deutsch-osteuropäisches Forum  
 Bismarckstr. 90, 40210 Düsseldorf  
 Vorsitzender des Kuratoriums: Reinhard Grätz  
 Vorsitzender des Vorstandes: Edgar L. Born  
 Chefredakteur: Prof. Dr. Winfrid Halder  
 Redaktion: Ilona Gonsior  
 Layout: Thomas Bock, VG Bild Kunst  
 Herstellung: Freiraumdruck

#### GEFÖRDERT DURCH

Ministerium für  
 Kultur und Wissenschaft  
 des Landes Nordrhein-Westfalen



Abbildung Umschlag: Portrait von Stephan Orth in der Ukraine  
 Bild: Mychajlo Palintschak.

Sie möchten unser Journal kündigen, Ihre Anschrift hat sich geändert oder einer Ihrer Angehörigen, der Empfänger unseres Journals, ist verstorben? Dann rufen Sie uns bitte an oder schreiben uns eine E-Mail und teilen uns die Änderungen mit. Nur so können wir sicherstellen, dass Sie unser Journal erreicht.

Vielen Dank!

Kontakt: 0211 1699111,  
sekretariat@g-h-h.de

## Newsletter abonnieren



Erhalten Sie unseren monatlichen Veranstaltungskalender – kostenlos und direkt in Ihr Postfach.

### ABONNENTEN

Damit Sie auch weiterhin das aktuelle West-Ost-Journal zum Versandkostenpreis erhalten, bitten wir Sie, den Jahresbeitrag von 6,50 € zu überweisen. Die Kontoverbindung finden Sie unten auf der Karte.

Ich abonniere das »West-Ost-Journal« zum Preis von  
6,50 € jährlich; Kündigungsfrist: 3 Monate vor Jahresende

.....  
Vorname Nachname

.....  
Straße, Nummer

.....  
PLZ, Wohnort

Ich überweise den Jahresbeitrag auf das Konto:  
Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus  
Stadtparkasse Düsseldorf; Betreff: Abo-WOJ  
IBAN: DE 30300501100036005007  
BIC: DUSSDEDDXXX

Datum und Unterschrift



Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus  
Deutsch-osteuropäisches Forum  
Bismarckstr. 90  
40210 Düsseldorf

